P. O. germ. 1639 g = -1

Woltmann

s. S. 100!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

P. O. germ.

<36632915440011

<36632915440011

Bayer. Staatsbibliothek

Memoiren

des

Freiherrn von S—a.

Erster Theil.

Prag und Leipzig 1815.
Im deutschen Museum.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede des Herausgebers.

Das Manuskript der Memoiren des Freiherrn von S--a ist ein Schatz, welcher vielleicht erst nach einem halben Jahrhundert oder noch später dem Publikum ganz mitgetheilt werden kann. Was wir davon jetzt vorläufig in drei Bänden geben, ist auch nicht unverändert geblieben. Manche Begebenheiten, Personen, die der Freiherr im Zusammenhang mit den hier geschilderten beschrieb, sind nach seiner eignen Anord-

nung weggelassen, und ebenso einzelne Züge von den aufgeführten, vorzüglich den handelnden Figuren, an deren Leben, gegenseitiges Verhältniß, das ganze Gewebe der Erzählung geknüpft ist. Daß sie höchstens von solchen errathen werden können, die ohnedies mit ihrer Geschichte und Denkart vertraut sind, daran liegt ihnen selbst gar zu viel, obgleich sie durch ihre glückliche äußere Lage, ihre Freundschaft, und am meisten durch die Freiheit ihres Geistes, über die gewöhnlichen Berührungen und Rücksichten der bürgerlichen Gesellschaft erhaben sind.

Es bedarf also auch keiner Entschuldigung, daß selbst in die Verhältnisse, in welchen die handelnden Figuren dieser Memoiren mit genannten und nahmhaften Personen gewesen sind, einige Schattirungen hineingebracht wur-

den, welche der historischen Bestimmtheit ein etwas undeutlicheres Licht gegeben. Aber versichern können wir dagegen, daß wir im Uebrigen an den Urtheilen und Beschreibungen des Manuskripts in Betreff der genannten politischen, litterarischen und anderweitigen Personen gar nichts geändert haben.

Der größte Theil dieses Buches ist ursprünglich deutsch geschrieben, und mit einer solchen Vollkommenheit und Leichtigkeit, daß wir Mühe gehabt haben, dasjenige, was wir aus mehrern neuen Sprachen übersetzen mußten, dem deutschen Styl des Urhebers ähnlich zu bilden. Der Freiherr selbst hat die Uebersetzungen durchgesehn und ihnen durch Verbesserungen noch mehr seine Sprache gegeben.

Darin wird das Publikum mit uns übereinstimmen, daß keine Litteratur,

daß am wenigsten bisher die deutsche, ein Werk wie diese Memoiren aufzuweisen hat. Sie geben eine Vorstellung, wie die Feinheit, die allerdings hie und da bei dem ersten Stande auch unter den Deutschen zu finden ist, auf unsere Litteratur, der es an Feinheit am allermeisten fehlt, hinabgeleitet werden könne. Zu wünschen wäre, daß Männer von gleichem Rang, gleicher Weltbildung und wissenschaftlichen Kultur, wie der Freiherr, durch sein Beispiel veranlaßt würden, in das Heer der deutschen Schriftsteller einzutreten. Was wir an guter Gesellschaft haben, ist noch in gar zu geringer Verbindung mit unserer Bücherwelt.

Inhalt des ersten Theils.

Barbarei der deutschen Littera-
tur . . . . Seite I.

Gestalten der deutschen politi-
schen und litterarischen
Welt . . . . — III.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Barbarei der deutschen Litteratur.

In Deutschland ward ich geboren; aber mein Vater nahm mich in meiner frühsten Jugend mit in das Ausland, wo ihn politische Angelegenheiten seines Hofes eine lange Reihe von Jahren festhielten, so daß wir erst vor fünf Jahren in die deutsche Heimath zurückkamen, als er schon im hohen Greisenalter stand, und ich in das männliche getreten war.

Den größten Theil unsers ausländischen Lebens brachten wir in Italien zu und mein Vater äußerte darüber stets seine besondre Zufriedenheit, so wie zum öftern seine Ungeduld, daß die Geschäfte ihm nicht gestatten wollten, nach Griechenland hinüberzugehen. Es verfloß kein

Tag, daß er nicht, trotz aller diplomatischen Zerstreuungen und Anstrengungen, den großen Autoren der Griechen und Römer ein paar Stunden der Andacht geweiht hätte; und darum that es ihm wohl, auf klassischem Boden zu leben.

Er unterwies mich selbst in der lateinischen und griechischen Sprache; und das erste, was er mit mir las, waren die drei großen römischen, dann die drei großen hellenischen Geschichtschreiber. „Sprache und Geschichte eines Volkes, pflegte er zu sagen, sind der Schlüßel zu seinem ganzen Eigenthum und seiner ganzen Eigenthümlichkeit: fasse ihn nur mit Knabenhänden; wenn du auch die Poeten, Redner und Philosophen genossen hast, wirst du als Mann verstehn, ihn vollkommen zu handhaben." Und nie habe ich seine große Stirn heiterer, nie die Züge, das Kolorit seines edlen Gesichtes schöner geschehn, als wenn eine von den

ewigen Stellen der Autoren den Knaben mit einem angenehmen Staunen erfüllte, welches ahnen ließ, daß er sie dereinst verstehen würde.

Die französische Litteratur achtete er als Weltmann, und sie berührte sein Inneres wenig; aber doch machte er mich aufmerksam darauf, wie ihr durch eine praktische Präcision der Gedanken, Empfindungen, und des Ausdruckes dafür, durch einen Cyclus von Männern, welche solche Präcision bald mit dieser, bald mit jener Manier versetzten, auf mancherlei Gegenstände anwandten, doch immer in einem gewissen Grundton blieben, welcher ächtfranzösisch war, gelungen sei, eine Reihe von Werken aufzustellen, die ob Maß, Klugheit, Eleganz, beinahe das Beiwort klassisch verdienten.

Weit mehr neigte er sich zu den Italienern. Wie ein Poet, der mit dem Alterthum genährt sei, den Stoff und die

Kultur der neuern Jahrhunderte auffasse und bearbeite, glaubte er nirgends als in Dante, Tasso und Ariost wahrzunehmen; und nur Guicciardini war für ihn unter den Neuern ein Geschichtschreiber, von welchem er, gewiß zu einseitig, zweierlei schlechterdings forderte, nämlich: daß er das Alterthum in seinen Adern trage, und an den Begebenheiten, die er beschreibt, selbst Theil gehabt, wenigstens ihnen sehr nahe und in demselben Strich der Zeiten, denen sie angehören, gelebt habe.

Die englische Litteratur kannte mein Vater gar nicht; aber von jungen Engländern lernte ich zu Rom ihre Sprache, und las mit einem von ihnen bald ihren Shakspeare. Anfänglich standen meine Griechen und Römer wie mit feurigen Schwertern, um mir den Eingang in seine Welt zu verwehren: wie ich hinein kam, weiß ich auch jetzt noch nicht zu sagen; das ganze griechische und römische Alterthum

verschwand mir eine Zeitlang vor derselben; und doch glaubte ich zuletzt einzusehn, daß die Naturnothwendigkeit, die Naturnaktheit, die das Höchste und Wesentlichste in dem brittischen Dichter sind, mir eben durch mein Studium der Alten nahe gerückt waren. Durch meinen Vater gewöhnt, mich um die klassische Periode einer Litteratur bei der ersten Bekanntschaft mit ihr ernstlich zu bemühn, eilte ich zu derselben in der englischen, sobald mich Shakspeare etwas los gab; und um so gespannter, weil ich einsah, welche prächtige Lusthaine in dem Wald, den er für seine Nation gepflanzt hatte, angelegt werden konnten. Meine Erwartungen wurden nicht erfüllt. Zwar fand ich in Addison, Pope, Richardson, Hume, Gibbon und andern so viel Gehalt mit so viel Form vereinigt, solches Maß solcher Kräfte, daß sie sich klassischen Autoren näherten; allein, wo war jene menschenschaf-

fende Kraft und die romantische Phantasie geblieben, welche Shakspeare dem Geiste des Eilandes eingeströmt zu haben schien? Sie fehlen, wenn wir etwa Milton ausnehmen, in den spätern Autoren, nicht in der Nation selbst, aus Gründen, deren Entwicklung uns zu weit führt.

Mitten unter solchen Studien blieb die deutsche Litteratur für mich wie eine weit entlegene Insel. Die ersten Sylben und Worte, welche ich lernte, waren freilich deutsch, und mein Vater ließ mich auf das sorgfältigste in der sogenannten Reinheit dieser Sprache nach Adelung unterweisen. Einen guten Aufsatz über Geschäfte ohne Fehler gegen die Grammatik, meinte er, müße der Deutsche in seiner Muttersprache verfassen können; auch gebühre ihr, daß er sie zuerst reden lerne. Aber eine weitere Bemühung um sie sei nicht vonnöthen. Nur ein barbarisches Ohr möge sie wohllautend finden; sie sei ohne

Anstand, Geschmeidigkeit, Klarheit für die Empfindungen und Gedanken einer höheren Bildung.

So hatte ich auch schon die englische Litteratur kennen gelernt, ehe ich von meiner vaterländischen etwas wußte, als ein Zufall mir einige Vorstellung von ihr verschaffte. In meines Vaters Studierzimmer war ein Schrank, um welchen ich mich nie bekümmert hatte, weil ich keine Bücher, nur Briefschaften und diplomatische Papiere in ihm vermuthete. Eines Tags war er geöffnet, als ich hineintrat, und mir fielen etwa sechs Bücher auf, die in demselben standen, mitten unter ein paar Frauengewanden, welken Blumenkränzen, Briefen und dergleichen mehr. Was ist das? fragte ich; und mein Vater antwortete gedämpft und ernst: Die Verlassenschaft deiner seligen Mutter! Nach einer Pause stiller Rührung, griff ich nach den Büchern, und fand deutsche! Ich bat

um die Erlaubniß, sie zu mir nehmen zu dürfen, und er sagte gleichgültig: deine Mutter las öfters in ihnen und darum hab' ich sie aufbewahrt.

Ich durchlief sie alle, genoß in allen hier und da, und ließ mich dann zuerst bei einem epischen Gedichte, der Messias, mit der Anstrengung nieder, die mir beim Lesen gewöhnlich geworden. Aber ich entdeckte bald, daß ich meine Muttersprache viel zu wenig verstand, um dieses Gedicht ohne ein außerordentliches Studium fassen zu können. Endlich ward mein Fleiß belohnt durch die Entdeckung einer neuen Sprache voll Harmonie, Würde und von unergründlicher Tiefe, welche mir mit der griechischen an Gehalt zu wetteifern, und sie an dem Ausdruck für transcendente Gefühle, Begriffe, Bilder zu übertreffen schien.

Nach wiederholtem Studium der ersten Gesänge fand ich gleichwohl in mir keine große Munterkeit, weiter zu lesen,

und ich sagte mir: du kennst den Gegenstand dieses Gedichtes doch auch, und wie ist es möglich, ihn für ein episches Gedicht zu wählen, welches sich nur mit der Gegenwart einer Handlung abgeben kann. Wie dürftig war jene bei dieser Handlung, welche ihre Wichtigkeit, freilich die größte, die je eine Begebenheit hatte, erst durch die Zukunft gewann? wie will sich aber die epische Poesie der Zukunft bemeistern, die nur unter dem Prophetengeist der lyrischen steht?

Außerdem dachte ich, daß wol auch bei meinem Homer die Religion im Spiel sei, er indeß nur Götter einführe, die gewaltigere Menschen waren, im Volksglauben etwas, für die Kunst viel galten, nichts für den Forscher der Wahrheit. Ganz anders verhielt es sich mit dem Christenthum. Sein reiner Urgeist war kurz und deutlich ausgesprochen, und durfte durch lange dichterische Reden nicht gefährdet werden.

Die Wunder, die ihn begleiteten, waren für denjenigen, der an sie glaubte, durchaus eine Offenbarung, die keine Zuthaten menschlicher Phantasie ertrug; und diese frevelte, wenn sie durch ihre Macht die Wunder der göttlichen Macht gleichsam fortzusetzen wagte. Wer nicht an dieselben glaubte, konnte keinen andern Reiz bei ihnen finden, als daß er sie wider alle Einbildungskraft bewahrte, und in eine historische Notiz zu verwandeln suchte.

Wenn nun Geist und Wunder des Christenthums keine Zugabe menschlicher Gedanken und Phantasiegebilde annehmen wollten: so mußte in dem epischen Gedichte, das sie zu seiner stattlichen Breite verarbeitete, nothwendig der Todeswurm vernommen werden, und eine Unnatur entstehen, welche den tüchtigen Sinn auf die Folter spannte.

Dazu ängstigte mich noch ein anderer Gedanke. Der Urgeist des Christenthums

erträgt freilich nicht, poetisch auseinander gezogen zu werden, aber er ist eine himmlische Formel, die auf alle Zustände der Menschheit angewendet werden kann. Da ist geschehn, daß der vorübergehende Geist menschlicher Entwicklung sich ihr jedesmal angehängt hat; und darum gab es für jede Periode der Kultur in gewissem Sinne ein andres Christenthum. Wer die dürftige Handlung seines Entstehns zu einem epischen Gedicht ausdehnt, wird daher das Christenthum seiner eigenen Zeit darin anbringen; und wie soll sein Gedicht genossen werden, wenn nun eben dieser christliche Sinn nicht mehr obwaltet?

Alles, was ich gefürchtet, fand ich gegründet, als ich mich durch den Messias durcharbeitete; aber meine Bewunderung gegen das Genie des Dichters stieg dennoch immer höher. Vorzüglich in einigen seiner Teufel und in Abadonnah, noch mehr

in den vielfachen Gestalten, über welche der Weltrichter das Urtheil spricht; auch in einigen Jüngern des Heilands und etlichen Personen der Episoden traf ich auf die Kraft, welche die Summe alles Genies im epischen, dramatischen Dichter und im Historiker ist, und ohne welche sie kein Genie haben, nämlich die Kraft, durchaus individuelle menschliche Gestalten, unter welche auch Teufel gehören können, so wie Götter, zu schaffen und darzustellen.

Außerdem gestand ich mir mit Entzücken, daß es in diesem Gedicht einzelne Stücke gebe, die ein reines dichterisches Ganze, mitunter die höchsten Idyllen wären. Bei diesen denke ich vorzüglich an alle die Gruppirungen der Auferstehenden, der Auferstandenen, der Jünger mit dem aus dem Grabe hervorgegangenen Heiland.

So hatte ich überschwenglichen Ersatz für die lange Weile, welche mir das Gedicht als episches machte, und es ging mir

ungefähr mit dem Messias, wie mit Virgils Aeneide, wo nur Dido und Nisus und Euryalus für den Mangel an allem epischen Schwung ein wenig schadlos hielten, wenn ich gleich im Uebrigen jene beiden Werke gar nicht vergleichen will. Klopstock hatte bei großem epischen Dichtergeist einen unepischen Stoff, und Virgil einen sehr epischen bei unepischem Geiste. Dies mag er selbst gefühlt haben; und kam seine Unzufriedenheit mit seinem Epos daher, so ist er wegen solcher Selbsterkenntniß nicht genug zu preisen. In seinem Mörsergericht zeigt er sich größer, als in der Aeneide.

Vielleicht war es Ermattung durch den Messias, daß ich nun zunächst nach einem Büchlein in meinem kleinen deutschen Schatze griff, das meinen neugierigen Blicken einen leichten Genuß versprochen hatte. Das Büchlein kam nicht aus meinen Händen, als bis ich es durchgelesen.

Ich wollte es bald nachher noch einmal genießen, und es widerstand mir.

Darüber suchte ich mir Rechenschaft zu geben. Freilich wol, sagte ich, die Grazien in diesem Gedicht fangen erst an, sich in Deutschland zu zeigen, sind mit Natur und Klima dieses Landes, mit den Sitten der Bewohner gar nicht bekannt. Da können sie sich nicht nehmen, wie ich sie im Alterthum der Griechen und Römer sah; in so reiner Schönheit würden sie dort, wo man sie noch als Fremdlinge anstaunt, unschicklich und unsittlich erscheinen, und mögten angefeindet werden. Sie müßen sich verhüllen, um Gefahr zu meiden, und wieder etwas enthüllen, um die Lüsternheit zu ihrem Schutz zu gewinnen. Auch reichen sie dort mit dem süßen Lächeln, dem sinnigen Durchschein der Schläfe, den wenigen weichen Flötenlauten nicht aus. Sie müßen viel und breit sprechen,

ihre Philosophie redselig darlegen, um Eingang zu finden.

Nach Selbstgesprächen der Art konnte ich an Musarion wieder Genuß finden, und entdeckte, warum sie mich anfänglich mit Recht hingerissen hatte. Auf der Sprache liegt an manchen Stellen ein Schmelz der Phantasie, den die Grazien selbst ausgehaucht haben; die Philosophie ist geschickt in die Handlung verwebt; aus dem Ganzen athmet eine naive Gutmüthigkeit und Heiterkeit, welche den Göttinnen zusagt. Ich gab die Hoffnung nicht auf, wenn ich einst die deutsche Heimath sähe, die Grazien dort schon dreister in ihrer natürlichen Unschuld zu finden.

Nun ging ich zu dramatischen Arbeiten über, die in einem Bande zusammen waren. Der Titel Emilia Galotti zog mich an. Ich ward nicht gerührt, aber meine Empfindung war so beschäftigt, daß ich jeden Augenblick gerührt

zu werden erwartete; ich entdeckte die scharfsinnigste Berechnung, und doch nicht die Tiefe des Verstandes, die mich aus Werken des Alterthums, Shakspeare's, sofort tief herauf faßte; ich traf auf die feinste Menschenkenntniß, aber nicht auf Menschen. Der Verfasser, dachte ich, ist gewiß der größte Schachspieler auf der weiten Welt, und unwillkührlich rief ich: Schach dem König! als Emilia sterbend sagte: eine Blume abgerissen, ehe sie der Sturm entblättert.

Unerklärlicher, viel anziehender war mir Minna von Barnhelm, obgleich ich den Urheber jenes Trauerspiels sogleich darin entdeckte. Offenbar kopirte er in diesem Lustspiel wirkliche Personen des Lebens, das er vor sich hatte. Späterhin ist mir dies durch die Geschichte des siebenjährigen Krieges, durch den Aufenthalt in Sachsen und Preußen erst ganz klar geworden. Alle Talente in jenem Trauer-

spiel waren in Minna von Barnhelm im höheren Grade, und die Sprache, deren Gewandtheit, Präcision und epigrammatische Energie mich in Emilia Galotti schon überrascht hatte, erfreute mich hier durch eine Frische und Natürlichkeit, die mir von der Ausbildung des gesellschaftlichen Tones in Deutschland einen guten Begriff gab.

Voll Freude, einen Deutschen gefunden zu haben, in welchem so viel Maß bei so viel Gehalt war, ging ich zu dem dritten Stück meines Bandes über, und empfand diese Freude ungemein erhöht. Als ich Nathan den Weisen gelesen hatte, in welchem Begriffe und Lehren nahe daran stehn, zu Personen zu werden, wo man unaussprechlich gefesselt wird, indem man jeden Augenblick diese Verwandlung erwartet, wußte ich zu keinem Resultat über den Verfasser zu kommen: ich hatte nur wahrgenommen, daß er einerlei mit

dem Urheber der beiden ersten dramatischen Dichtungen seyn müße.

Bei aller seiner Vortrefflichkeit, gestand ich mir, ist er kein Dichter; denn Begriff, Lehre, Entwicklung sind ihm mehr, als Einbildungskraft, Gefühl, Darstellung, und die Psychologie lieber, als die individuelle Gestalt. Auch hätte er als poetisches Genie nicht den Fehlgriff gethan, einem Lehrgedichte die dramatische Form zu geben.

Ich bin nicht der Meinung, daß ein didaktisches Gedicht eigentlich keine Poesie sei; denn sobald die Einbildungskraft von einem Mittelpunkt aus die Lehren zu einem organischen Ganzen zu vereinen, und als solches zu beleuchten weiß, können sie zu vortrefflicher lyrischer, auch wol zu erzählender Poesie werden; aber in der dramatischen ist die unmittelbare Figur und ihr Handeln, ihr Schicksal, Alles in Allem. Soll sie eine Lehre entwickeln, so

verlieren entweder die Figuren an ihrem Recht, oder die Lehre findet nicht genugsame Entwicklung, und in der Regel entsteht weder ein dramatisches, noch ein didaktisches Meisterwerk.

Darüber also glaubte ich bald im Reinen zu seyn, daß kein eigentlicher poetischer Genius die Seele jener dramatischen Produkte sei; aber welche Nationalität aus ihnen athme, wollte mir nicht klar werden. Dieser Autor verrieth oft so viel Schärfe, Eleganz, praktische Gewandtheit, daß ich in ihm französisches Naturell bemerkte. Plötzlich brach dann eine Derbheit der Gesinnung, ein tiefes Gefühl, und ein solcher Humor und Freimuth aus seinen Personen, daß er mir ein Britte schien. Am meisten entzückte mich an ihm die Heiterkeit seines Ernstes im Nathan, und eine Klarheit des Wesens, die sich mit allen nationellen Verhältnissen abgefunden hatte, die mir rein menschlich

däuchte. Sollten sie etwa die deutsche Nationalität seyn? fragte ich mich mit freudiger Ueberraschung; nur Schade, fuhr ich fort, daß dieser Autor kein ächter Dichter ist: er wäre sonst unfehlbar auch ein klassischer.

Nun waren von meiner deutschen Bibliothek mir noch zwei Büchlein übrig, welche ich zuletzt lesen wollte, weil sie prosaisch waren, und ich gegen die deutsche Prosa gar zu arge Vorurtheile hegte. Wie abscheulich war die Sprache in den deutschen Akten, welche in der Kanzlei meines Vaters nicht selten vorkamen. Aber der Titel jener beiden Büchlein war sehr reizend. Sie versprachen Forschungen über die Erziehung des Menschengeschlechtes und über das Gefühl vom Schönen und Erhabenen.

In dem ersten, in seinem feinen Dialog, in seiner herrlichen Lehre und

hellen Entwicklung, war mein wohlbekannter dramatischer Autor unverkennbar. Hätte ich nie etwas Dramatisches von ihm gekannt, so würde ich nach diesem Produkt bedauert haben, daß er kein dramatischer Dichter geworden sei. Ich staunte über einen so vollendeten räsonnirenden Styl in der deutschen Prosa, und war bei meinen hohen Begriffen über klassischen Werth darüber mit mir einverstanden, daß diese Entwicklung der vortrefflichsten Lehre in einer solchen Form als ein klassisches Produkt gelten dürfe. Zugleich freute mich, auch hier zu bemerken, daß der Deutsche eine so ungemeine Theilnahme an der Menschheit hege, und in seinen Begriffen über dieselbe weit mehr Umfassung habe, als alle übrige Nationen.

In Hinsicht auf vollendete Schreibart schien mir die Abhandlung über das Schöne und Erhabene anfänglich beinahe das Gegentheil von jener; und eine große

Vernachläßigung des äußern Styls mußte ich fortdauernd eingestehn, als ich den inneren Reichthum, und den tiefen Witz des Verfassers bewunderte. Von dem ästhetischen Gefühl der Deutschen gewann ich durch ihn eine überaus große Idee, und mein Resultat blieb, daß dieser Autor, wenn er etwa noch zu einer schönen Form für seine Gedanken gelangt sei, unter allen philosophischen Autoren des Alterthums und der neuern Zeit den ersten Rang behaupte, weil in keinem derselben Anmuth und Schärfe und Tiefe des Geistes, Kraft und Schönheit des Gemüthes, Witz und Würde, Reichthum an Kenntnissen, bis zu dem Grade, wie in ihm, verbunden waren.

Alle diese deutschen Bücher nun mochten ungefähr ein halbes Jahrhundert alt seyn. Wie mußte sich in demselben die Litteratur meines Vaterlandes entwickelt haben! Den Anfang einer klassischen Pro-

ſa hatte ich in dem Buch über die Erzie- hung des Menſchengeſchlechtes entdeckt, und die andern Autoren waren mit ihrer Kraft, klaſſiſch zu werden, hoffentlich in ihren Gattungen gleiche Muſter geworden. Viele andre Genies mochten ſich in Deutſch- land vor, mit und nach ihnen, und durch ſie, entwickelt haben. Wenigſtens hatte ich gehört, daß ſich dort eine ſo vielſeitige Gelehrtenrepublik und ein ſo umfaſſender litterariſcher Zuſtand, wie noch in keinem Zeitalter und keinem Lande waren, aus- gebildet hätte.

Ich dachte ernſtlich daran, mich nun in alle Geheimniſſe der Litteratur meines Vaterlandes einzuweihn; doch eine ſorgen- volle Miſſion nach Spanien nahm mir je- de Gelegenheit dazu und jegliche Muße. Als ich aber wieder nach Italien zurück- kam, ward ich auf die anmuthigſte Weiſe an jenes ernſtliche Vorhaben erinnert. Um Lucian Bonaparte, auf ſeiner ſchö-

nen Villa, sammelten sich gern damals die geistvollsten Männer und Frauen. Seine Rede war feurig und gefällig, seine Art verbindlich, sein Geschmack gebildet, und es war um so anziehender, ihn in Genüßen der Kunst schwelgen zu sehen, da es bisweilen Spuren gab, wie scharf er die große politische Welt beobachtete. Nicht lange nach meinem Eintritt in seinen Cirkel traf ich ihn eines Abends in sehr lebhaftem Gespräch mit einer jungen Dame, deren Ton der Stimme mich sofort anzog. Es war darin ein so melodischer Nachklang, daß es schien, als vergnügte ihre Gedanken, sich tönen zu hören. Ich trat näher hinzu, um kein Wort von ihr zu verlieren, und entdeckte nun, daß auch ihr Antlitz und ihre Gestalt voll Anmuth und Schönheit waren. In der Ferne schienen ihre Züge, ihre Glieder, zu viel Unbeweglichkeit zu haben: aber in der Nähe, und vorzüglich, wenn sie mit Theilnahme

sprach, entdeckte man, daß jene scheinbare Unbeweglichkeit nur von der Tiefe ihres Lebens herrührte, welches verschmähte, auf jede Anregung nach der Oberfläche zu strömen. Nur in ihrer hohen Stirn, im Eindruck ihrer Schläfe, und ihrem schwarzblauen Auge ließ es sich immer blicken, und ihre gewölbte Brust konnte man nicht ohne den Gedanken ansehn, daß ein freier Athem und ein großmüthiges aufstrebendes Herz sie gewölbt hätten. Dennoch fühlte man auch in der Nähe an ihrer Gestalt etwas, das dem Eindruck ähnelte, den sie aus der Ferne gemacht hatte. Es lag auf derselben etwas Nördliches, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die schöne Dame ungefähr so auf mich wirkte, wie die wenigen deutschen Autoren, die ich kannte. Auch fand ich hernach, daß sie eine Deutsche, die Gräfin Rosamunde aus dem Hause W—g war.

Ihre Gestalt zu enträthseln, hatte mich so beschäftigt, daß ich auf den Gang ihres Gespräches mit Lucian Bonaparte nicht eher aufmerksam genug ward, als bis sie in italienischer Sprache ausrief: nein, in französischen Stanzen, die keine sind, soll der große Mann mit dem ungeheuren Leben sich bewegen? Ueberlassen Sie ihn den Deutschen, welchen er ja doch mehr angehört, und die den epischen Hexameter für des Helden Gang haben. Selbst in Stanzen, wie Tasso sie der Gesinnung seiner Helden aneignete, könnten sie ihn auftreten lassen.

Mit einem leichten Scherz über solchen nordischen Nachhall des vollendetsten südlichen Verses ging Bonaparte zu einer andern Gruppe der Gesellschaft weiter: er schien über jenen Ausruf der deutschen Dame einen leisen Unmuth zu fühlen. Sie aber wandte sich zu mir und sagte: ist Karl der Große nicht noch

ganz als ein Deutscher zu nehmen? was nachher den Franzosen machte, war seinem Frankenthum noch fremd.

Es war mir bei dieser Frage, als befände ich mich zum erstenmal in der heimathlichen Luft Deutschlands; und begierig nach weiterer Kunde lenkte ich das Gespräch auf die deutsche Litteratur. Ich schilderte vielleicht mit stärkern und lebhafteren Farben, als ich sonst gebraucht hätte, die wenigen Autoren, die ich kannte, um die geistvolle Frau zu Mittheilungen zu bewegen. Allein zu meinem Befremden ging sie darauf nicht ein. Daß die Werke derselben ihr wenigstens dem Namen nach nicht unbekannt waren, merkte ich wol; aber sie war mit ihrem Geiste nicht vertraut, und schien ihn wie etwas Veraltetes zu nehmen. Ist die deutsche Litteratur so unendlich reich, fragte ich, daß sie solche Geister in die Vergessenheit stellen darf? Ich weiß nicht, antwortete sie;

wir haben der Bücher eine unendliche Menge, ich habe mir aus derselben einen Dichter erlesen, der mir genüget, und welchen ich in jeder Fremde, bei Genuß jeglicher anderen Litteratur, im Herzen und Gedächtniß trage. Sie kennen doch Göthe?

Was dichtete er? fragte ich, indem ich meine ganze Unkunde vom Vaterlande gestand. Einen Jüngling, erwiederte sie, der sich erschoß, weil er in ein gefühlvolles und reines Weib eines Andern verliebt war: eine Handlung, worüber die Alten, so weit ich sie aus Uebersetzungen und ihrer Geschichte kenne, kaum die Achsel gezuckt hätten; aber die Dichtung wäre tief in ihr Wesen gedrungen, weil die Leidenschaft des Jünglings das Schicksal des Menschen und der Natur noch mit mehr Verzweiflung fühlt, als sein eignes, seine Liebe. Eben dieser Dichter gab uns in einem Schauspiel einen deutschen Helden,

an welchem man fühlet, daß seine Umgebungen, Gesinnung und That ein ihm wesentlich angehörendes Zeitalter schaffen. Ein scharffühlender und gelehrter Freund sagte mir, daß in keinem andern poetischen Produkt ein Deutscher dargestellt sei, der auf einem Grund und Boden stehe, auf welchem er wirklich habe stehn können. Welche Undinger aus gleicher Ursache, weil ihnen eine Heimath fehlt, in der sie lebendigen Athem haben konnten, sind die französischen und italienischen Iphigenien; und die von Göthe scheint mir mehr Griechin, eine höhere, als jene von Euripides. In Italien wird mir Göthe's Tasso, der südliche, brennende Dichter, erst ganz verständlich; und je mehr die politische, bürgerliche Gesellschaft, wie sie seyn mochte vor allen den neuen Ansichten und Ereignissen, die mit der französischen Revolution zusammenhangen, mir noch bei den verschiedenen Völkern

entgegentritt, um so tiefer fühle ich, wenn ich so sagen darf, die geschichtliche Wahrheit, womit mein Liebling die Stände und gesellschaftlichen Ordnungen in seiner Eugenie personificirt hat.

Die Begeisterung, womit die Gräfin sprach, hätte ich nicht zu unterbrechen gewagt, wenn ich der Begierde, dieser bewundert n Produkte habhaft zu werden mächtig gewesen wäre. Aber sie führte keines derselben mit sich. Ich lese sie lieber, sagte sie lächelnd, in meiner Phantasie, in meinem Herzen und Gedächtniß, als in den schwarzen Lettern, und vor allen seine Fülle von kleinen Gedichten.

Sagen Sie mir nur eines derselben, bat ich. Wir traten eben an den schönen Landsee der Villa. Was die Wassernymphe zum Fischer spricht? fragte sie, und sagte zugleich die Verse her:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt nicht dein eigen Angesicht
Dich her in ew'gem Thau?

Wie wunderbar mich diese Worte erfüllten, vermag ich nicht auszudrücken. Sie geleiteten mich wie ein ahnungsvoller Klang aus allen Geheimnissen der Natur über die Berge, die mich nicht mehr vom Vaterlande trennen sollten. An dem nämlichen Tage hatte mein Vater einen Befehl seines Hofes erhalten, der uns plötzlich nach Deutschland abrief.

Hier habe ich nun mein Lieblingsvorhaben ausgeführt, und eine volle Muße fünf Jahre hindurch nur der deutschen Litteratur geweiht. Ich sahe sie mit den

Augen eines Fremdlings an, der aus dem Alterthum und von andern Nationen kommt, aber mit deutscher Liebe. Lasse man mich unverholen sagen, wie ich sie gefunden habe. Urtheile ich doch nur als Laie, weiß nichts von allen den Gründen und Einsichten, wodurch die deutschen Kritiker auf immer neue und zahlreichere Meisterwerke ihrer Landsleute geführt werden; und so bin ich zu unscheinbar, als daß mir schon die Ueberschrift „Barbarei der deutschen Litteratur" Feinde erwecken könnte. Ich will mich über sie vorläufig erklären.

II.

So weit ich mir von Betrachtung der Perioden, wo das allgemeine Urtheil den Völkern eine klassische Litteratur beimißt, einen Begriff über diese überhaupt habe abstrahiren können, muß eine Nation zuförderst Autoren besitzen, deren Gehalt (etwas anders, als der Inhalt, Stoff; Gegenstand) einen Verein von allen menschlichen geistigen Kräften in einem hohen Grade, und denselben ausgesprochen in einer schönen und korrekten Form darbietet; zweitens aber dieselben nicht als Einzelnheiten, sondern als einen Cyclus von Autoren in aller menschlichen Wissenschaft und Kunst darzeigen können. Diese beiden Requisite nun zu einer klassischen Litteratur habe ich in der deutschen keineswegs gefunden; und weil ich in Wissenschaft und Kunst den bezeichneten idealen

Punkt des Kulturzustandes immer vor Augen habe, so dünkt mich die Nichterreichung desselben eine Barbarei, je mehr oder weniger man sich demselben auch nähern mag. In den Endurtheilen über wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung einer Nation gelte immer etwas Absolutes. Wir bedürfen da nicht solcher Schonungen, wie bei Ansicht der gesellschaftlichen und bürgerlichen Kultur des Menschen.

Nach der Stimmung, welche mir die Gräfin Rosamunde gegeben hatte, fing ich mein Studium der deutschen Litteratur mit Göthe's Werken an, und mit dem Produkt von ihm, welches mir zuerst genannt war.

Ich will mich nicht auslassen, wie meine Natur von der nordisch schwermüthigen Empfindsamkeit in Werthers Leiden, von der ich einigermaßen nur durch Shakspeare eine Ahnung bekommen hatte, mit unwiderstehlicher Gewalt

ergriffen wurde. Aber auch nach kaltblütiger Prüfung nenne ich dieses Produkt klassisch, dem oben aufgestellten Begriffe gemäß. Die ungestüme Kraft jugendlicher Herzen mag Werther am meisten rühren, weil er ihnen den Dolch der Leidenschaft eingräbt: mich hat er darum am tiefsten bewegt, weil der unglückliche Jüngling, indem er die Wonne und Angst seiner Leidenschaft hinströmt, jeder Foderung des klassischen Geschmackes genügt. Wie sehr bin ich an die Feinheit erinnert, womit meine Gräfin über ihn urtheilte, wenn ich auf dergleichen litterarische Nachweisungen traf, daß Lessing gemeint hätte, über einen solchen erbärmlichen Helden, wie in diesem Produkt, würden die Alten mitleidig die Achsel gezuckt haben. Diese waren in ihrer Empfindsamkeit für den weiten Kreis, welchen das Gefühl in Werthers Leiden umfaßt, viel zu beschränkt, und ihre derbe Energie wäre innerhalb

desselben stutzig geworden. Oder vermißte man in dem Jüngling eine gewisse moderne Charakterstärke, die man gern unter den Schutz der alten stellen wollte? Ohne seine Schwäche wäre seinetwegen kein klassisches Produkt entstanden.

Daß Göthe bei seinem ersten Auftreten einen Griff that, der ein solches Werk machte, ist nicht allein durch seine Tüchtigkeit erklärlich; sondern das Glück hat auch dazu gethan. Vielleicht wäre er ohne ein wirkliches Ereigniß, welches Sensation erregte, nicht auf den Gedanken zu einer ähnlichen Schöpfung gekommen. Auch späterhin war es öfters ein Wink der Zeit, der ihn zu dichterischen Produkten veranlaßte, und die erste Gunst, welche ihm dieses Zuwinken so reichlich erwies, mag ihn selbst verführt haben, mitunter etwas zu denken und fühlen und auszubilden, bloß darum, weil es an der Zeit sei.

Aber ich wünschte, in jener Periode, als Werthers Leiden erschienen, mit Bewußtseyn und in Deutschland gelebt zu haben. Durch den siebenjährigen Krieg und die Einwirkung Friedrichs des zweiten von Preußen, durch die Geister, welche mit Klopstock deutsche Sprache und Ehre behaupteten, indem jener Held franzöſirte, waren Gemüth, Einbildungskraft und Verstand der Deutschen in eine frische Thätigkeit gekommen, welche Befriedigung heischte. In der politischen Welt gab es nun nichts mehr, was diesem Schwung entsprach; es war vollkommene Ruhe und Wohlbehagen nach langer Spannung und Zerstörung. Alles Interesse wandte sich auf die Litteratur. Da erscheint eine genialische Dichtung, die eben das Gefühl in Anspruch nimmt, welches ein Jeglicher im Busen trägt und trug, und die Jugend, welche die lauteste Theilnahme hegt, als die einzige Bestimmung des Lebens

betrachtet. Von solcher allgemeinen Empfänglichkeit bei dem ersten Erscheinen auf der dichterischen Laufbahn begrüßt zu werden, ist ein ungemeines Glück. Es hat mich immer gefreut, wenn ein poetisches Genie auch Günstling der Zeit war.

Götz von Berlichingen fiel in einen glücklichen Moment, wie Werthers Leiden. Ein ritterlicher Sinn war aus dem preußischen Heer über das nördliche Deutschland gegangen, und Friedrich stand als ein deutscher Held vorzüglich in der Phantasie der nördlichen Germanen, und vielleicht lebendiger wegen Beimischung von Unwillen, daß er die französische Kultur einzig liebte, und man dem Franzosenwesen, wider welches der ritterliche Schwung der Norddeutschen ging, doch vornehmlich seine Thaten entgegenstellen mußte.

Aber wiewohl Götz von Berlichingen eben so sehr von der Zeit begünstigt wurde,

als Werther, möchte ich ihn nicht den klassischen Produkten beizählen. Die Hauptfiguren sind nicht gehaltvoll genug, und darum mußte die Zeichnung etwas flach werden, von welcher Lebendigkeit und Wahrheit sie sei. Beinahe historische Wirklichkeit hat sie, und ich mußte zugestehn, was mir die Gräfin über jene Darstellung eines deutschen Helden gesagt hatte: die Objektivität dieses dramatischen Dichters konnte ich nicht genug bewundern.

Uebrigens war das Stück in solchem Ton angelegt, daß es zu keiner schönen und vollendeten Form gelangen konnte. Es ist also ein doppelter Grund, warum ich ihm nicht das Lob der Klassicität beilegen darf.

An Werthers Leiden hatte ich wahrgenommen, daß Göthe leicht eine vollendete Form schafft, wenn sie der Abdruck vom leidenschaftlichen Zustande gebildeter,

gefühlvoller und phantasiereicher Gemüther seyn soll; und im Götz von Berlichingen den beweglichen dramatischen Genius gefunden, der mit Scenen aller Art ganz eines wird. Darum faßte ich Hoffnung, daß ich unter seinen weitern dramatischen Werken ein durchaus klassisches entdecken würde.

Sie schien mir anfänglich schon durch seinen Egmont erfüllt, scheiterte aber daran, daß nur der Volksgeist, sowohl durch einzelne Volksscenen, als in seinem Ideal, Egmont, doch keinesweges die politische Seele der ganzen Handlung uns anschaulich gemacht ist; denn die wenigen langen politischen Discurse des Stücks reichen dazu nicht hin, und werden dem Zuschauer und Leser als Hemmung des sonst so raschen Fortganges zu lästig, als daß man die hinlängliche politische Aufklärung in ihrer Abhandlung zu finden geneigt wäre. Der Dichter fühlte, daß er das poli-

tische Gewicht der Handlung besonders her-vorheben müße, und war in Verlegenheit, wie es geschehen könne; und diese Verlegenheit stieg, weil ihn eine Nebenhandlung, die Liebe zwischen Egmont und Klärchen, und Brakenburgs unglückliche Leidenschaft, sehr anzog, und er derselben einen bedeutenden Raum gestatten wollte. Endlich kann man nicht in Abrede seyn, daß Egmont bei aller seiner Liebenswürdigkeit und einigen glänzenden Eigenschaften nicht gehaltvoll genug ist, um der Kern eines klassischen dramatischen Werkes zu seyn.

Meine Hoffnung sah sich fast durchaus erfüllt, als ich das Studium der Iphigenie und des Tasso vollendet hatte. Hier war vereinigt, was es Großes und Schönes in Werthers Leiden und in Götz von Berlichingen gab: eine edle Form für Gefühl und Einbildungskraft tief ausgebildeter Gemüther, und objektive ächt dra-

matische Darstellung der gehaltreichsten Figuren. Schade, daß in Sprache und Versbau eine vollendete Korrektheit vermißt wird. Am Wesen der Klassicität geht jenen beiden dramatischen Produkten nur dies ab; und gleichwohl dürfte eine fremde Hand ihnen diese geringste aller klassischen Eigenschaften nicht geben, aus Furcht, daß sie von den wichtigeren etwas verwischen mögte.

Die Eugenie oder natürliche Tochter bewährte mir das Urtheil der Gräfin W—g über die Abspieglung einer gewissen Periode unsrer gesellschaftlichen Entwickelung in den Figuren derselben. Es schien mir von der höchsten tragischen Wirkung, daß ein reichbegabtes Kind der Natur, entstanden außerhalb der bürgerlichen Ordnung, durch alle Stände wie eine fremdartige Menschheit geht, und darum das Opfer der gesellschaftlichen Klassifikation wird. Das Drama ist nicht be-

endet, und so können wir über den ganzen Umfang jenes tragischen Effektes nicht urtheilen. Ob man dieses tiefe Meisterwerk, wenn es ganz vor uns stünde, klassisch nennen dürfte, könnte zweifelhaft scheinen, weil die Sprache desselben für die dramatische Poesie zu viel rednerische und epische Breite hat.

Indem diese Bemerkung mich verführen wollte, zu dem epischen Gedichte Hermann und Dorothea überzugehn, und die dramatischen Produkte Göthe's zu verlassen, trat mir Faust, die dämonische Gestalt mit wildgenialischer Gebehrde, entgegen. Der Dichter hat nichts geschaffen, wo sein Genie so viel transcendentale Kraft, so viel Umfang und solche Tiefe zeigte, als in dieser nordisch-romantischen Dichtung; und die Form ist diesem Gehalte durchaus angemessen. Daß auch ihr die letzte Feile in Diction und Vers fehlt, diesen Mangel könnte man selbst als eine

Nothwendigkeit ihrer Natur betrachten; und so darf man sie mit noch reinerem Gewissen, als Tasso und Iphigenie, ein klassisches Werk preisen.

Ich hoffte fast, auch den Faust von Göthe selbst noch übertroffen zu finden, und besonders an der transcendentalen Höhe, als ich Pandorens Wiederkehr begann, wo man zwischen der rüstigen, schaffenden Kraft und der Reflexion, zwischen Munterkeit und Schwermuth, sich alles menschliche Treiben entwickeln, und über demselben die morgenröthliche Elpore aufschweben sieht, das geistigste, anmuthigste Gebilde, das je ein Dichter schuf, selbst Shakspeare und die bildende Kunst der Griechen nicht ausgenommen. Aber im weiteren Gedicht verschwindet auch jene meine Elpore; in der übertrieben künstlichen Manier vernehmen wir ihren Wiederhall nicht mehr. Es scheint, der Dichter empfand selbst, er habe zu schön angefan-

gen, um sich gleich bleiben zu können, und sei in einige Verdrießlichkeit gefallen, deren er nun durch Ueberspannung, nun durch Ermattung sich entledigen wollte.

Seine ganze Heiterkeit, anschauliche Behaglichkeit, und die Breite, welcher bisweilen er sich ein wenig zuviel ergiebt, hier nur in dem ihr gebührlichen Maße, nehmen wir beim ersten Blick auf sein kleines Epos, Hermann und Dorothea, selbst mit behaglicher Ahnung wahr. Die ungemeinste Tugend scheint mir an demselben, daß es sich in reiner epischer Ruhe bis zur äußersten Klarheit und Vollendung entwickelt, und zugleich das Interesse einer dramatischen Fabel und Entwickelung mit sich führt. Es ist die vollkommene Anlage zu fünf Akten da; und würden die Personen in durchaus unmittelbarer Rede zu einander aufgeführt und nicht von einem dritten, dem epischen Dichter, der gar große Lust bezeigt, die Hülle

Homers abzustreifen, und plötzlich wieder als Dramatiker zu erscheinen, so brauchten fast gar keine Verrückungen vorgenommen zu werden, und wir hätten an Hermann und Dorothea ein vortreffliches dramatisches Gedicht, dessen gewöhnlichsten Umfang, auffallend genug, dieses Epos auch gar nicht überschreitet. Noch verdient dabei bemerkt zu werden, daß selbst die Zeit in demselben gleichmäßig mit der Handlung zertheilt ist. Indem die Fabel anhebt, bereitet sich der Tag zur Schwüle; diese tritt ein mit der Schwüle der Leidenschaft und Entwickelung in dem Gedichte; und tobt in ein Gewitter aus, als die Leidenschaft jede Schranke durchbricht, und die Fabel sich plötzlich löset.

Unfehlbar hätte ich also hier ein episches Produkt gefunden, welchem ich den Stempel der Antibarbarei nach den vorangestellten Begriffen aufdrücken dürfte? Leider muß ich die Hand zurückziehen; denn

der epische Hexameter, nach seiner ganzen Fülle, Würde und Chamäleonsnatur, ist eine so wesentliche Bedingung zur Vollendung eines Epos, daß man es nicht klassisch nennen darf, wenn auch er in demselben nicht klassisch ist. Weder in Betreff des einzelnen Verses, noch der hexametrischen Periode, wird derjenige, welcher den griechischen und römischen Hexameter ergründet hat, wer auch nur einsieht, mit welcher glücklichen Anstrengung Voß denselben nachbildete, die Verse in Hermann und Dorothea als Arbeit eines hexametrischen Künstlers ansehn.

In Hinsicht auf den Versbau ist die Luise des letztgenannten Dichters, welche öfters mit jenem Epos verglichen ist, ihm so überlegen, daß man sie darin nicht vergleichen darf, welches man überhaupt hätte unterlassen können. Voß's Dichtung ist idyllisch und beschreibend, von keinem epischen und dra-

matischen Werth. Die todte Masse, Essen und Trinken, und Zurüstung zu beiden, nehmen darin einen unverhältnißmäßigen Raum ein, gegen Handlung und Figuren. Nur einzelne Gemälde aus derselben, wie aus einigen seiner übrigen Idyllen, haben eine solche Vollkommenheit, wenigstens der niederländischen Schule, daß ich ihnen den Werth beimessen konnte, nach welchem ich in der deutschen Litteratur suchte.

Sobald ich mein Studium der größern Dichterwerke Göthe's beendet hatte, konnte ich mich des Staunens nicht erwehren, daß ein einziger Dichter in Deutschland einige klassische Produkte, ja mehrere aufgestellt hatte, die mit etwas größerer Anstrengung von ihm zu klassischen vollendet werden konnten, und daß er in so vielen Gattungen der Poesie so viel treffliches hervorgebracht. Doch gestehe ich, daß ich auch darin einen Grund zu sehen glaub-

te, warum er nicht noch mehr durchaus Vollendetes lieferte, und daß mich eine Besorgniß anwandelte, ich möchte von demjenigen, was ich in der deutschen poetischen Litteratur suchte, nicht viel mehr finden, weil ihre Dichter sich nicht genug beschränkten, und dadurch gefährdet würden, von der Kunst einer Gattung zu viel auf die andere überzutragen. In keiner andern Litteratur ist mir auch so häufig, wie in der deutschen begegnet, daß die Autoren ihr wahrhaftes Talent verkannten, und die Gabe der Natur um ein Verdienst aufopferten, das diese ihnen versagt hatte.

Hätte die deutsche Gräfin in Italien mir Göthe's Werke nicht mit so schöner Begeisterung angepriesen: so würde ich in Deutschland zunächst wieder die beiden Dichter aufgesucht haben, welche ich zuerst in der Nachlassenschaft meiner Mutter kennen lernte. Ich eilte nun, Klopstocks

und Wielands Werke um mich zu versammeln.

Ueber den Messias des Ersten konnte ich auch nach wiederholtem Studium nicht anders urtheilen, als wie ich schon geurtheilt habe. Seinen drei Bardieten zum Lobe Hermanns, welcher Deutschland durch seinen Sieg über Varus gerettet, konnte ich die edelste Sprache, lyrischen Schwung in den Chören, Würde und scharfe Bezeichnung in den Figuren, und einige erschütternde Situationen, vorzüglich in Hermanns Tod, keinesweges absprechen; und dennoch gewann ich ihnen nicht Geschmack ab. Ich glaube, es kam daher: in den Personen dieser dramatischen Darstellungen bemerkt man einen Grad der Entwicklung und Kultur, welcher nicht ohne ein sehr ausgebildetes Zeitalter vorhanden seyn kann. Nun zeigt uns der Dichter nirgends den Grund und Boden, und kann es auch nicht, auf welchem sol-

cher Adel und solche Zartheit emporwuchsen. Vielmehr verräth, was er uns von der Umgebung, dem ganzen gesellschaftlichen Zustande seiner handelnden Gestalten durchblicken läßt, daß sie solcher Art in ihrer Lage schlechterdings nicht seyn konnten. Man wende mir nicht ein, daß die alten Deutschen überaus sittlich und edel gewesen sind; denn mag Tacitus immerhin einige scheinbar idealische Züge von ihnen anführen, so deuten dieselben doch nur auf eine herrliche Natur und ein unverdorbenes Familienwesen, und im Uebrigen schildert er sie, was sie auch nur seyn konnten, als rohe Barbaren. Bei Klopstocks feinfühlenden und selbst über das Gefühl reflektirenden alten deutschen Figuren fiel mir immer ein: qui in iisdem sordibus cum servis excrescunt? (welche in demselben Schmutz mit den Knechten aufwachsen?) Daß jene aus solchem Schmutz

nicht emporsteigen konnten, war mir begreiflich genug, und dieser innere Widerspruch lähmte wenigstens den Eindruck, den sie auf mich machen sollten.

Ganz so, und aus gleichem Grunde, ging es mir späterhin mit den Schäfern von Geßner. Alles Liebliche in den Gemälden, worin sie erschienen, konnte mich nicht darüber täuschen, daß sie mit der hohen Kultur ihrer Einbildungskraft und Empfindung gar nicht aus einer solchen äußeren Welt, als in welcher sie auftreten, hervorgehn konnten. Die deutschen Heroen Klopstocks und die Hirten Geßners hatten für mich etwas Wesenloses und Maskenhaftes.

Im Tod Adams von jenem ist der gleiche Fehler, wie in den Bardieten; man sieht auch dort den Zustand nicht, durch welchen die Figuren würden; aber es hilft uns die Vorstellung aus, daß wenigstens die beiden Hauptgestalten ein unmit-

telbares Werk Gottes sind, und man daher nie nachfragen dürfe, von wannen sie ihre Kultur hatten, eine wie hohe ihnen auch beigelegt sei. So mag man sich dem Genusse des Erhabenen und Schönen, woran diese dramatische Dichtung so reich ist, ungestört überlassen. Rührender kann nichts seyn, als das Scheiden des Stammvaters der Menschheit, und furchtbar erhabener nichts, als den Tod wie ein ewig wiederkehrendes trauriges Schicksal zum ersten Mal unter das Menschengeschlecht treten zu sehn. Soll ich irgend eines der Produkte Klopstocks, ich rede hier noch nicht von seinen Oden, den klassischen beizählen, so ist es der Tod Adams. Nur mögte ich noch von Andern hören, ob sie auch gefühlt haben, daß der Dialog in diesem dramatischen Produkt auch für unsre noch so verständigen Stammesältern nicht Dialog genug sei, und die süße Frische, die auf den ersten Menschenkindern

selbst im hohen Alter, mit uns verglichen den eisgrauen Jahrhunderten, geruht haben muß, uns so wenig von den Figuren anspreche. Ich kann es nicht beweisen, aber ich finde bei ihnen zu viel trockenen Rest präadamitischen Ernstes.

Als das Meisterwerk Wielands hörte ich seinen Oberon rühmen. Es ging mir mit demselben, wie mit seiner Musarion: ich hörte nicht auf, als bis ich ihn durchgelesen hatte, aber von neuem fühlte ich mich nicht zu ihm hingezogen, und es verging einige Weile, ehe ich ihn nicht mehr mit Ueberdruß ansah. Es ist doch geistreich, sagte ich mir, wie das Schicksal der beiden liebenden Paare in einander verwebt ist, und es entsteht dadurch ein wahrhaft epischer Reiz. Wie wir in der Ilias die Entscheidungen, welche in der irdischen Scene vorgehen sollen, in der olympischen Sphäre motivirt, vorgespielt, wiederholt sehen, und wie dort durch den

doppelten Schauplatz das Irdische olympisch und das Göttliche menschlich wird; wie etwas Aehnliches im Messias versucht ist, und erreicht wäre, wenn die christlichen Gottheiten dazu dem Dichter genug fröhnten: so hat auch der Oberon eine durchaus epische Tendenz durch den wunderbaren Zusammenhang zwischen der ehelichen Liebe der königlichen Feen und der Leidenschaft der harmlosen Menschen, Hüon und Amande. Man könnte selbst darin eine besondre epische Meisterschaft finden, daß dem Gehalt und Tone des Gedichtes gemäß nicht das Menschliche vom Göttlichen bestimmt wird, wie im Homer, sondern das Benehmen des irdischen Paares das Geschick des überirdischen entscheidet. Außerdem gestand ich mir alle geistigen Liebenswürdigkeiten des Dichters, die mir schon bei Musarion nicht entgangen waren. Eines aber blieb, warum ich den Oberon immer wieder als ein Epos ver-

warf: es ist keine Darstellung individueller Gestalten darin, also auch keine Menschen-schöpfung, ohne welche es kein Epos, kein Drama, keine Historie giebt. Woran hätte ein Zeitgenosse von Hüon und Amanda sie im Gewirr der Ritter und Frauen erkennen sollen, als am unwesentlichen Merkmal ihrer Namen und an den allgemeinen Zeichen, daß sie schön und jung waren? Ein so langes und blondes Haar, ein gutes Schwert und ein redliches Herz, wie Hüon, hatte mancher Rittersmann; und selbst Titania und Oberon, wiewohl man bei den überirdischen Gestalten weniger Individualisirung verlangt, als bei den menschlichen, sind sie nicht eigentlich nur allgemeine Schattenbilder von einer Feenkönigin und einem Feenkönig? es wäre denn, daß man Oberons Kleinheit allzusehr in Anschlag brächte. Seht in das griechische Heer vor Troja; wie möchtet ihr Achill und Odysseus und Nestor un-

ter den Tausenden verfehlen? steigt in den griechischen Olymp; wie wären Jupiter und Pallas Athene und Aphrodite auch ohne ihre Attribute zu verkennen?

So blieb mir das Resultat, daß der Oberon Wielands, und dann braucht man seiner übrigen erzählenden Gedichte nicht mehr zu erwähnen, des wesentlichsten Gehaltes entbehre, welchen man vom Epos fordert, und daß die didaktisch epische Musarion seine vorzüglichste Dichtung sei. Wie aber gleichwohl seine Grazien keine klassischen sind, ist mir jetzt noch eben so deutlich, wie ehemals in Italien.

Weil ich mich von dem Rufe leiten ließ, welchen die deutschen Dichter hatten, von denen ich noch nichts gelesen, war es Schiller, auf den ich nun mein Studium richtete. Sein berühmtestes Werk, das ich auch als sein vorzüglichstes dramatisches Produkt nachmals erkannte, seinen Wallenstein hatte ich eines Tages in

Welschland beurtheilen hören. Ein feiner Kritiker daselbst, den ich über einem der flachen italienischen Geschichtschreiber der Regierungen der Ferdinande traf, sprach mit Interesse über den Charakter Wallensteins. „Seltsam ist, setzte er hinzu, wie die Deutschen ihn nehmen. Im Hause des preußischen Gesandten zu Rom gab man mir eine Vorstellung von einem umfassenden dramatischen Gedicht, worin dieser räthselhafte Charakter mit der größten Energie dargestellt sei. Die genialische Stärke, womit er ein Heer schuf und beherrschte, der ungeheure Kampf, welchen er in seinem Innern bestanden hätte, ehe er sich dem Verrath hingab, und wie gefährlich er mit der Idee des Verrathes spielte, die Kühnheit seines Ehrgeizes und seiner Entwürfe, welche dadurch zu Schanden werde, weil er auf astrologischen Aberglauben baute, und durch ihn verleitet ward, auf Octavio Piccolomini blind zu

vertrauen: dies Alles sei in jenem Produkt meisterhaft durchgeführt. Um aber diesem eisernen Manne mehr menschliches Interesse zu geben, habe ihm der Autor eine innige Liebe zu einem jungen Max Piccolomini, dem Geliebten seiner Tochter, angedichtet.

„Also, fuhr der italienische Abbé fort, beschrieb man mir den Wallenstein des bewunderten deutschen Dichters. Aber ich mußte entgegenrufen: der Art ist Friedland bei Euch? dem verstocktesten Eigennutz, dem äußersten Despotismus habt ihr gutmüthigen Leute ein Theilchen Liebe beigeben müßen? Da habt ihr keinen rechten Wallenstein mehr, der durchaus eisern war; und wo ist denn bei Euch seine eigentliche Größe geblieben, die darin bestand, daß er zu einer Zeit, wo Alles in der Fluth religiöser Meinungen wankte, ganz unberührt von ihr blieb, und ihren Ungestüm für seine eigennützigen Plane brauchte? Nun seht, dieser so harte

Mensch, daß er Religion und Liebe von sich fern hielt, mußte der Schwärmerei doch auch opfern, und rettete sich mit allem, was er an menschlicher Schwäche in sich fühlte, zu der Astrologie. Seht ihr, sagte ich den Deutschen, ihr müßt Wallenstein im Kontraste mit seiner Zeit darstellen; da trefft ihr auf den Kulminationspunkt seiner individuellen Größe, begreift durch sie seine einzige Schwäche, wodurch er tragisch wird, und bekommt ein dramatisches Werk von großem historischen Umfang."

Diese Rede des italienischen Kritikers ist mir noch jetzt so gegenwärtig, daß ich jedes seiner Worte weiß, noch jede der lebhaften Gebehrden sehe, womit er sie begleitete. Es kann daher seyn, daß ich sowohl Wallensteins Geschichte, als die dramatische Darstellung derselben von Schiller, trotz aller Bemühung, sie unbefangen zu betrachten, mit Befangenheit nahm.

Ich finde Alles gegründet, was der Abbé an der Auffassung Wallensteins von dem Dichter rügte, aber ich finde zugleich das Lob nicht grundlos, welches jener deutsche Bewundrer dem Schillerschen Wallenstein beilegte. Staunen hat mir die ungeheure Austrengung erweckt, mit welcher dieser Autor zur dramatischen Objektivität durchzudringen, und seine Sprache der rhetorischen Schule zu entkleiden suchte. Daß ihm beides nicht gelang in seinem Wallenstein, daß die Reflektion auch in diesem Produkt sehr häufig statt der dramatischen Unmittelbarkeit steht, und zuletzt doch alle Hauptfiguren durch eine gewisse Manier der Rede an eine und ebendieselbe Schule erinnern, wird dem eindringenden Geschmack nicht leicht entgehen.

Wenn Wallenstein unter Schillers dramatischen Produkten das größte an Umfang und Aufwand der Kraft ist, so schien mir seine **Braut von Messina** sein

glücklichstes Werk. Es hat seiner Anlage nach einen lyrischen Charakter; und der Stoff besteht aus der wildesten Leidenschaft und aus Reflektion über das menschliche Schicksal. Dergleichen war dem Genius des Dichters ganz angemessen, und das zarte sittliche Gefühl, wodurch er sich so edel auszeichnet, ließ ihn in dieser Dichtung den genialischsten Griff thun. An der leisen Schuld, daß die Braut von Messina ihrem Verlobten das Zusammentreffen mit seinem Bruder in der wider seinen Willen besuchten Kirche verschwieg, hängt das ganze grause Schicksal in der Fabel. Gleichwohl sind die Eigenschaften Schillers, welche ihn zu keiner objektiven Darstellung gelangen ließen, auch in diesem Produkt zu sehr von Wirkung, als daß ich es unter die dramatischen Meisterwerke zählen mögte.

Für den Gesichtspunkt, aus welchem ich hier die deutsche Litteratur betrachte,

wüßte ich keinen epischen und dramatischen Dichter mehr zu nennen, von dem ich nur zu zeigen brauchte, daß er meinem Maßstabe nicht genüge.

Wie dürftig, nicht einmal einer Strecke Heidelandes vergleichbar, wo sich doch zahlreiche Blümchen hervorarbeiten, sind die erzählenden Gedichte Alxingers. Wie aller epischen Anlage und aller wahrhaftig lebenden und handelnden Gestalten ermangelnd, wiewohl sie an phantasievoller Sprache jene weit übertreffen, erscheinen Alfonso und Richard Löwenherz.

In dem verschollenen dramatischen Dichter Lenz war die größte komische Gewalt, die sich bisher in Deutschland gezeigt hat, und sein roher Geschmack hätte ihn nicht so in Vergessenheit bringen sollen. Das reinste dramatische Talent nach Göthe zeigt ohne Zweifel Iffland, und viele seiner Scenen, wo ländliches Leben und

Stadtverhältnisse gruppirt sind, oder wo die geheimern Seiten der feinern Gesellschaft berührt werden, sind als meisterhaft zu loben. Aber zwischen ihnen ist die reine Trivialität in zu reichem Vorrathe, als daß seine Stücke einen bedeutenden Rang einnehmen könnten. Im Julius von Tarent, in den dramatischen Arbeiten Klingers walten ein gefühlvolles, bisweilen ungestümes Herz, ein eindringender Verstand, scharfe Beobachtung der Welt, tiefe Reflektion, um dramatische Figuren hervorbringen, aber sie wurden nicht, weil die anschauende und schaffende Einbildungskraft fehlte. Mehr zeigt sich dieselbe in Gerstenbergs Minona; doch bricht sie nicht ganz durch in dem gehaltreichen Werke, das übrigens nur von dem vollkommensten Deklamator vorgetragen werden könnte. Kotzebue lebt nur von den Sünden seiner Zeitgenossen, so wie diese sich seiner poetischen Sünden

weidlich erfreuen. Dies wird leicht erklärlich, wenn man sieht, daß er der Tugend ins Auge schlägt, bis sie weint und rührt, und wenn sie gefallen ist, sie zu etwas Würdigem ausstaffirt. Situationen von Effekt versteht er herbeizuführen. Von einem wahrhaften Tugendsinne werden Kollins edle dramatische Arbeiten beseelt, und man merkt ihnen ein ernstes Studium an. Doch sind sie nur Werke der Rhetorik.

Ich habe meine Ansichten über Klopstock, Göthe und Schiller, als lyrische Dichter, mit Vorbedacht verschwiegen, weil ich mit den Blick auf den reichen Blumenflor der deutschen lyrischen Dichtkunst nicht verkümmern wollte. Hier darf man sogar weiter hinab schauen, als auf Klopstock und seine Epoche. In Flemming und Günther glühte wahrhaft lyrische Begeisterung; und jener

hat eine italienische Weise, eine phantasiedurchwebte Sprache, Zartheit und Süße der Bilder und Empfindungen; dieser in seinen größeren Gedichten einen ächt lyrischen Bau, und überhaupt so viel poetische Innigkeit und religiöse Poesie, daß man begreift, wie er in einem aufgelösten und jämmerlichen Zustande doch das Leben lieb haben konnte.

Uebrigens brauche ich nicht hinzuzufügen, daß die Sprache überhaupt damals noch nicht ausgebildet und korrekt genug war, um schon etwas klassisches in der deutschen Dichtkunst zu gestatten. Opiz und der spätere Hagedorn hätten bei ihrer Nüchternheit, und ihrer unverkennbar lyrischen Empfindung, wenn auch der weitere Gehalt des lyrischen Dichters ihnen abging, es sonst gewiß nicht an Vollendung der Sprache fehlen lassen; und was könnte man eben an dem heiteren Liede des letztern an die Freude aus-

setzen? Von Haller kenne ich nur einige lyrisch schöne Stellen, in welchen das Gefühl gleichsam sein Herz bricht. Uebrigens schienen mir diese drei letztgenannten Dichter so gänzlich nur deutsch zu seyn, daß sie mich, wenigstens in ihren besseren Produkten, nicht an das Alterthum, nicht an Italien, noch an irgend eine andere Nation erinnerten.

Blickt man noch tiefer hinab auf den gewaltigen Quell, der aus Luthers und andern geistlichen Gesängen hervorbricht; und dann auf die anmuthige Kraft und Gewandtheit der Sprache, womit die Minnesänger den lyrischen Punkt festzuhalten wußten; und wendet sich nun schnell wieder zu der oft erwähnten Epoche, wo eigentlich erst ein deutscher Litteraturzustand begann, so wundert man sich wol einigermaßen, daß wir nicht noch mehr vollendete Lyriker haben; doch viel weniger,

als wenn man unser jetziges dürftiges Epos mit der Anlage des Deutschen dazu im Niebelungenliede und andern ältern Dichtungen vergleicht.

Ich habe mir eine kleine Sammlung von deutschen lyrischen Gedichten von Klopstock und Ramler an, die ich für ganz, oder bis auf geringe Mängel für klassisch halte, mit großer Sauberkeit veranstaltet. Bis zur Spielerei hab ich es damit getrieben, ich muß meine Schwäche nur gestehn. In Italien ging so mancher schöner Kodex der Alten durch meine Hände, und mich erfreut ein Manuscript mehr, als ein gedrucktes Buch. Auf dem schönsten Papier schrieb ich mir einen Kodex der klassischen Lyriker der Deutschen, und ich kann nicht umhin, seines Inhaltes in diesen Memoiren mit Kurzem zu erwähnen.

Aedon von Klopstock eröffnet die Sammlung. So viel Schönes über den

lyrischen Gesang, wie in dieser melodischen Ode, ist nie in so ächt lyrischer Dichtung gesagt. Zu wenig haben die späteren in der Kunst des Wohlklanges von diesem Dichter gelernt: gleichsam prophetisch über sich selbst läßt er die alte Nachtigall die junge strafen. Außerdem habe ich von ihm nur noch einige kleine Stücke, wie die Sommernacht, aufgenommen. Schwerlich ist mir in seinen frühern Oden, wie der Zürchersee, die Eisbahn, die Anbetung im Gewitter, und so vielen andern, wie auch in seinen innigen Elegien, der lyrische Bau, oder irgend eine schöne Stelle entgangen; aber er weiß selten zu rechter Zeit aufzuhören, was überhaupt der Deutsche wenig versteht, und der künstlichen Spannung ist darin gar zu viel. Aus seinen spätesten Gedichten habe ich jenes aufgenommen, wo sich der Greis freuet, daß er als Jüngling aus der Lebensgefahr in der Eisrinde

des Beltes wieder hervortauchte und den blauen Himmel noch sah: ein Moment, welcher von der genialischen Geistesstärke des Dichters so sehr zeugt, wie irgend eines seiner Produkte. Hervorgeschossen aus dem gebrochenen Eise klammert er sich fest, ruft dem in der Ferne jammernden Gefährten zu, ihn zu retten, denn er bringe ihn nicht mit in Gefahr. Uebrigens ist es eine ganz eigenthümliche Erscheinung an diesem Dichter, daß er in seinem hohen Alter ein mehr gediegener Lyriker war, als in den Jahren jugendlicher und männlicher Kraft. Seine Phantasie ist ungeschwächt, sein Herz ganz frisch geblieben, und ehemals ihm anklebende rhetorische Schlacke hat er von sich geworfen. Dabei fällt auf seine Diction ein so geläutertes Licht, daß es nicht mehr irdisch scheinet. Seine vormalige Jugend hat er nicht wieder; aber die Jugend eines anderen Seyns hat er angefangen. Doch

spielt er arkadisch mit Bildern aus jener: was kann anmuthiger seyn, als wie der siebenzigjährige Greis die Liebe singt, die ihn zuerst, den dreizehnjährigen Knaben, in der Frühlingslaube mit ihrer Wonne durchbebte?

In meinem Koder sind mir werthe Blätter, auf welchen Ramlers Oden an Licidas, an den Granatapfel und an die Nymphe der Spree stehn; denn in ihnen ist so viel klassisch lyrischer Geist, so meisterhaftes Maß, und so eine korrekte Gediegenheit der Diction, daß ich ihnen keine der Oden von Horaz gleichschätzen möchte, weil in keiner der römischen zugleich so viel tiefes und edles Gefühl ist. Der kräftigst gehandhabten Sprache, mehr noch des Aufschwunges wegen, welchen die Empfindung im eigentlichsten Sinn durch die glückliche und kunstvolle Mischung der Verse erhält, gesellte ich ihnen den Friedensreigen von Voß

bei. An Fülle der Phantasie, an vielseitiger lyrischem Geist übertraf Uz seinen Zeitgenossen Ramler, aber ich konnte nur ein vollendetes Stück in ihm finden, Laura überschrieben, worin gleichsam alle Bilderlieblichkeit und schöne Empfindung Petrarchs zusammengedrängt ist.

Der Koder wollte nicht anschwellen, bis ich an Göthe's lyrische Welt kam. Seinen Fischer schrieb ich natürlich zuerst, welcher aus der genialsten dichterischen Empfängniß, und gleichwohl ohne allen Fehl für den Kritiker, hervorgegangen ist; doch gab ihm eigentlich das Interesse meiner Erinnerung den ersten Platz. Sonst hätte ich denselben für das Gespräch des gefangenen Grafen mit den Blumen unter seinem Kerker bestimmt, mit den Blumen, die weit mehr als dramatische Personen leben, wie die menschlichen Gestalten in manchen unserer bewunderten Schauspiele. Einige von Göthe's

Elegien aus Rom scheinen meinem Koder ein besonders klassisches Ansehen zu geben: das Alterthum ist hier wieder aufgelebt in nordischer Fülle und Frische. In welcher Stimmung ich Alexis und Dora aufschlagen mag, dies Gedicht ist mir immer schön und erheiternd, ich lese es jedesmal wieder ganz, und weiß nicht, ob ich es mehr als Elegie oder als Idyll bewundern soll, indem es sich als dieses in jener abspiegelt. Der Schatten Euphrosyne's, die ihren Freund im Gebirg aufsucht, ist zwar reiner elegisch und rührt tief; doch ist auch dieses Gedicht ein Beweis, daß Göthe nicht müßig klagen kann, wie andere elegische Dichter, sondern immer Handlung, Gestalt, Schauplatz, mitgeben muß.

An der frischen darstellenden Kraft und dem glücklichen Griff in die Sinnenwelt wird Göthe (ich erwähne nicht, daß sein König in Thule und die originellen Oden, Harzreise im Winter

Prometheus, Ganymed, in welchen die erweiterte moderne Ansicht antik gefühlt ist, gleichfalls in meinem Kodex stehn) von dem ungleich beschränktern, doch eben so ächt poetischen Talent Bürgers erreicht. Die Ballade dieses Dichters, Lied von der Treue, hat einen überaus darstellenden Versbau, ein kerngesunde Sprache, die ohne Fehl ist, und bei aller Lebendigkeit in Ausführung eines vortrefflichen Planes, eine so vollendete Begrenzung durch einen reinen und festen Geschmack, daß man sich freuet, in ihr die letzte eigenthümliche Romanze Bürgers zu sehn. Zu früh aufgerieben von Kümmernissen des Lebens, ist er doch nicht früher aus demselben geschieden, als bis er sich in seiner eigentlichen Bestimmung, der des Balladendichters, vollendet hatte.

Von Schillers Romanzen habe ich keine in den Kodex aufgenommen; denn wie stark und malerisch ihr Ausdruck

seyn mag, so fehlt doch in ihnen der Romanzenton, oder wird wenigstens von der Malerei und dem Gewicht der Gedanken unterdrückt gehalten. Bei seinem Ritter Toggenburg ist dieses zwar nicht der Fall; doch wird er zu sehr zum Liede, und ermangelt ganz des Epischen, was der Romanze nie völlig entstehen darf.

Vor allen prachtvoll dünken mich die Blätter, welche das didaktische, lyrische Gedicht von Schiller, die Götter Griechenlands, enthalten. Ich habe mir einzelne Stellen angemerkt, wo der Gedanke entweder nicht ganz durch das Bild hervorbricht, oder mit den Bildern nicht gehörig und ebenmäßig fortschreitet. Auch sind einzelne Verse nicht vollendet genug, einzelne Reime nicht wohllautend, gar falsch. Wäre dies nicht, so würde ich kein lyrisches Gedicht von Umfang bei keiner der neueren Nationen diesem gleichschätzen mögen. Es hat den schönsten Stoff, die

größte Pracht der Begriffe und Bilder, und eine solche Verschmelzung beider in einander, wie vor Schiller nicht gefunden ward. Unwillkührlich habe ich sein kleines vollkommenes Gedicht im elegischen Sylbenmaß, der Tanz, hinterhergeschrieben. Denn das melodische Auftreten der Strophen in den Göttern Griechenlands ist darin geschildert.

Auf den letzten Blättern steht Hölty's idyllische Ode, das Landleben, und einige andre Blumenlese aus ihm, und mich durchschauert immer dabei eine süße Wehmuth, daß ein so holder Dichtergeist im Norden aufblühen, und so früh verblühen mußte. Dennoch hat er auf die deutsche Dichtkunst mit leiser Gewalt eingewirkt, und vielleicht wäre Mathisson nicht geworden, was er ist, wenn er nicht in frühern Jahren Hölty, so wie in spätern Horaz, die Schweiz und Italien, studirt hätte. Für das Elysium,

das Lied aus der Ferne von diesem Dichter, für seinen Alpenwandrer, habe ich die nächsten leeren Blätter bestimmt.

Ich nahm nichts von der Hand deutscher Frauen in meine Sammlung. Die Karschin hatte lyrischen Schwung gleich ihrem Zeitgenossen Uz; aber in allen ihren Gedichten sind Schlacken. In den Produkten andrer dichterischer Frauen fand ich zu wenig Erfindung und Originalität.

Unter dem verwilderten Blumenflor der neuesten Poesie dauert kein kräftiger und gesunder Geschmack aus. Einige, wie A. W. Schlegel, streben zwar mit unverkennbarem Studium nach klassischer Ausbildung; aber was hilft dieses Streben, wenn, wie in ihm, der auszubildende Poet fehlet? Nichts aber richtet die lyrische Poesie mehr zu Grunde, als die bizarre Erscheinung, daß man die lyrischen Weisen aller Völker sklavisch nachahmt,

und dadurch sich originell zeigen will. Was frisch aus Phantasie und Gemüth und den Sinnen strömen soll, wird so alexandrinisches Schulengeklingel.

III.

Der Uebergang von der Poesie zur Prosa ist der Roman, welcher die Freiheit der Dichtkunst behaupten, und wie wahrhaftige Historie erscheinen will. Göthe allein hat uns diese Brücke aus dem Gebiet der einen in das Gebiet der andern so gebaut, daß wir mit einiger Sicherheit hinübergehen können.

Wilhelm-Meister ist dadurch Roman, daß sein innerer Zusammenhang auf einer Fiction beruht, und ihr gemäß sich die Verhältnisse organisiren; wieviel Kopie wirklicher Ereignisse und Verhältnisse,

und vorzüglich aus dem Leben des Dichters selbst, darin seyn mag. Auch ist die poetische Tendenz immer die hervorstechende; auf das Ergötzen ist es abgesehn, und dies um so sichrer zu bewirken, wird Alles mit dem Ernst und der umständlichen Klarheit des pragmatischen Geschichtschreibers behandelt, weil sich der Mensch nur für dasjenige durchaus interessirt, was er als wirklich gewesen nimmt.

Die Griechen gingen von der epischen Poesie unmittelbar zur Historie über, wir haben den Roman in der Mitte beider. Aus solchem Gesichtspunkte genommen, sind die Zusammensetzung und der Ton in Meisters Lehrjahren vortrefflich, wiewol dieser tadelloser ist, als jene. Nirgends fällt er in ein so trocknes Detail und Erörtern, wie sich der Geschichtschreiber wol erlauben darf; denn dessen Hauptzweck ist zu belehren, und die Begebenheiten selbst mögen verantworten, wenn er zuweilen Langeweile macht. Gleichwol ist der Ton im

Meister größtentheils so anspruchlos, entwickelnd, der eigentlichen Memoirensprache so ähnlich, daß er gar nicht seiner selbst wegen, oder um zu vergnügen, sondern einzig um zu belehren, angestimmt scheint.

An der Komposition dagegen bemerkt man einige Verhältnisse, die man damit entschuldigen mögte, der Autor habe nun einmal seinen Stoff so vorgefunden, und auch so wiedergeben müßen. Wer nämlich, der hauptsächlich auf sein Ergötzen ausgeht, wozu er bei dem Roman berechtigt ist, wird die Art gut heißen, wie die Bekenntnisse einer schönen Seele eingeschoben werden? wer mit der stillen Unbefangenheit, ohne welche man ihrer gar nicht inne wird, sie durchlesen, da sie, durch einen unverhältnißmäßigen Raum zu dem Ganzen, die handelnden Personen und die Fabel des Romans gleichsam in zwei Hälften von einander halten? Welche Aufschluße auch über jene in ihnen liegen, und wie noth-

wendig sie für den Zusammenhang sind, weiß man bei dem ersten Lesen des Buches nicht; und gerade das erste Lesen seiner Produkte soll der Dichter immer vor Augen haben; den Genuß, welchen er dem Verstande giebt, der das Ganze überblickt, darf er eigentlich nicht in Anschlag bringen, wenigstens nicht insofern, daß er wagt, darum nur einen Moment der Gegenwart den Leser nicht zu ergötzen.

Wegen des Unterschiedes zwischen dem Romandichter und dem Geschichtschreiber mögt' ich auch an der Komposition in Meisters Lehrjahren tadelnswerth finden, daß die Auflösung auf eine geheime Gesellschaft berechnet ist. So bringt uns der Dichter in eine Spannung der Neugier, die mit dem ruhigen ästhetischen Ergötzen nichts gemein hat, es vielmehr hindert, und wovon Göthe sich fast ganz frei erhalten hat, wie große Rolle sie in der deut-

schen Litteratur spielt. Wird nun der Knoten des Geheimnisses in dem Roman gelöset, so fühlt man Abspannung und Schalheit, wofür kein Gegengift wäre, als eine Darlegung historischer Beweise, daß jener geheime Orden wirklich existirt und so und so gewirkt habe. Dergleichen Beweise liegen außerhalb des dichterischen Berufes.

Dieser zwiefache Tadel über die Komposition der Lehrjahre Meisters führt noch einen dritten herbei. Die ungeschickte und unnatürliche Dehnung des Romans durch die Bekenntnisse einer schönen Seele zieht eine übereilte Entwicklung der weiteren Fabel nach sich, und diese Hast steigt immer mehr, weil die Enträthselung einer geheimen Gesellschaft ihrer Natur nach immer eiliger wird. Ist man vorher in Ermattung verfallen, so weiß man sich im vierten Bande nicht vor Betäubung zu sichern.

Was die Figuren in diesem Roman betrifft, so sind freilich manche davon anziehend, und vor allen die beiden rein leidenschaftlichen, Mariane und Mignon. Auch haben sie alle große Wahrheit und Lebendigkeit. Der Gräfin und Baronesse und dem Grafen bin ich oft in meinem Leben begegnet, so individuell sie gehalten sind; Lothario ist wirklich ganz der edlere Weltmann, und ich traf auf mehrere der Art, welche die Sittlichkeit nicht verwarfen, aber die Gränze zwischen ihr und dem Laster so diplomatisch fein nahmen, daß der gewöhnliche Blick sie bald für tugendhaft, bald für lasterhaft hielt. Diese Gestalten der feinern Welt sind nach den rein leidenschaftlichen die vorzüglichsten im Wilhelm Meister; und doch wären sie nur bedeutend genug, wenn sie eine Gruppe wenigstens um Eine höhere Figur bildeten. Dergleichen aber fehlt hier ganz; denn

wer die Welt sah, und inneren Gehalt des Menschen zu schätzen weiß, kann unmöglich an dem Helden des Buches Gefallen finden, begreift nicht, wie sich die feineren Stände und Frauen nur mit ihm befassen konnten, und wie ein solcher Dichter ihn ausführlich darstellen mogte. Dies letzte habe ich mir indessen zu erklären gesucht. Wilhelm Meister ist ein Etwas, das der große Dichter auch in sich hat, und seiner Empfänglichkeit und schwachen Seite nach in einer Periode seines Lebens ist; denn jeder geniale Mann war einmal ein Fant. Wie nun eben dieser in reiche Berührungen kommt, die einen bildsamen Stoff für den Roman darbieten, und manche Erinnerungen die Jahre werth machen, wo wir ein Fant waren, so nahm Göthe eben das Geringste, was er in seiner Natur vorfand, zu dem Helden eines Romans.

Ich würde über die Frauen, über die Bildsäule Natalie und ihr Gegenstück Therese, welche letzte ich auf Landgütern in Deutschland auch wol gefunden habe, doch allenfalls im Haushaltungskalender beschrieben wünschte, etwas sagen; aber des Tadels gegen Göthe werde ich bald müde. Indessen bin ich überzeugt, wenn jemals diese Blätter vor sein Gesicht kämen, was nicht geschehen wird und kann, er würde fühlen, daß ich ihn tiefer bewundre, selbst in meinem Tadel, als seine lautesten und übertriebenen Lobredner. Nur ein Lob will ich über Meisters Lehrjahre aussprechen: alle Strahlen des Götheschen Genius sind in ihm vereinigt.

Ich weiß über andere Romane der Deutschen nach meinem Maßstabe nichts zu sagen. Ueber die Wahlverwandtschaften will ich nicht urtheilen, als bis die Gräfin W—g über sie geurtheilt hat; und Agnes von Lilien ist nicht ge-

worden, was ihr Vorgrund versprach, welcher mit der Kunst Göthe's angelegt ist.

Aber um so leichter wird mir der Uebergang von dem Roman zu der Historie; denn wiederum ist es derselbe Genius, der mich allwaltend hinüberführt. Wenn im Meister die Geschichte unter der Decke der Dichtung spielt, so spielt diese unter der Form von jener in der berühmten Selbstbiographie, welche den bedeutenden Titel führet: Wahrheit und Dichtung! der uns schon dadurch, daß jene voran als die Hauptsache steht, den richtigen Gesichtspunkt für das Buch giebt.

Man würde den Geist desselben gänzlich verfehlen, wenn man voraussetzte, daß Dichtung hier eine beabsichtigte Erdichtung andeuten solle, und also ein Zwitterding von Historie und Roman angekündigt werde. Jener Titel ist vielmehr ein Symbol der zartesten Achtung für geschichtliche

Wahrheit. Ihr ist immer etwas Dichtung beigemischt, und sie wird, sofern sie nicht nackte Notiz bleibt, nie ganz von derselben geschieden seyn. Ueberschaut nun ein dichterischer Geist sein eignes, langes, an äußerer und innerer Entwicklung ungemein fruchtbares Leben, wie will er sich herausnehmen, nichts als volle historische Wahrheit zu geben? Im Gefühl davon warnt der Biograph durch das beigefügte Wort Dichtung, daß man seiner Wahrheit nicht blindlings vertrauen möge.

Ohne Zweifel hatte schon bei Meisters Lehrjahren Göthe sein eignes Leben vor Augen, und nahm die meisten Materialien für sie aus Verhältnissen und Begebenheiten, die seiner eignen Erfahrung angehörten. Künftige Zeiten werden beide Werke aus einander ergänzen. Merkwürdig genug haben sie auch in der Komposition gleiche Mängel. So ist zum Beispiel die weitläuftige Auseinanderset-

zung der älteren Menschengeschichte nach der Bibel ein ähnlicher Uebelstand, wie die Bekenntnisse der schönen Seele in dem Roman. Eben so bleibt der Styl in beiden Büchern sich auffallend gleich nach allen seinen großen Schönheiten; denn an solchen Fehlern, daß beim Räsonnement die Sprache des Gedankens bisweilen nicht mit der gehörigen Gewalt und Oekonomie mächtig wird, und bisweilen zu viel Breite und Bequemlichkeit hat, scheint mir die Schreibart in dem historischen Werke mehr zu leiden.

Wesentlicher ist die Rüge, welche mir ein historischer Freund mittheilte, daß der Biograph manche Zustände seiner früheren Entwicklung durch eine strengere Kritik hätte scheiden, und mehr Wahrheit ausmitteln können, wiewohl übrigens die historische Litteratur keiner Nation etwas Gleiches aufzuweisen hätte. Ich war im Herzen seiner Meinung: doch stellte ich ihm

Rousseau und Alfieri entgegen. „Beide stehen weit unter dem Deutschen, ward mir erwiedert, denn weder der Eine noch der Andre hatte einen Begriff von der Welt, in welcher er lebte. Dem Italiener ward durch heftige Einseitigkeit des Stolzes, der republikanischen Starrheit, die in ihm bizarr genug auf den alten Edelmann gepfropft war; dem Genfer durch ein zu reizbares Herz, durch Hang zur metaphysischen Spekulation vermittelst der Einbildungskraft; und Beiden, weil ihnen tüchtige und universellere Kenntnisse entstanden, Erkenntniß ihrer Zeit verwehrt. Göthe dagegen faßte mit bewunderungswürdiger Klarheit und Unbefangenheit Alles auf, was um ihn her vorging, in der Natur und politischen Welt, in Wissenschaft und Kunst. Er will wahr seyn, wie Rousseau und Alfieri; aber er kann mehr wahr seyn, als sie. Wenn vielfaches Urtheil ihre Selbstbiographien

über die seine erhebt, so liegt der Grund davon gerade in seiner größten Tugend, daß er, um sich darzustellen, die ganze Welt mit darstellen muß. Von dergleichen ergriffen zu werden, sind die gewöhnlichen Geister nicht reif genug; aber für ein beschränktes, an sich höchst interessantes und bedeutendes Individuum, das sich mit Wahrheitsliebe in einem plastisch edlen und einfachen, oder musikalisch hinreißenden Styl, wie Alfierie und Rousseau, scharfsinnig selbst entwickelt, können alle Herzen und Köpfe lebendig fühlen."

Es war mir eine große Freude, daß mein historischer Freund den geschichtlichen Werth dieses neuen Produktes von Göthe anerkannte, und mir schnell begreiflich machte: mir ward dadurch eine heitere Hoffnung für das Studium der deutschen Historiker, welches mir jetzt bevorstand.

Ich fing mit demjenigen an, dessen Namen vor allen übrigen gefeiert ward,

zumal da sein Tod, der zu früh für die Vollendung seiner Werke erfolgte, noch schmerzlich in Deutschland gefühlt wurde.

Ueber den Wald von Citaten und Anmerkungen staunte ich sogleich, als ich die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft aufschlug; doch ging ich frischen Muthes an den Text, denn ich war schon durch die Engländer gewöhnt, neuere Geschichtschreiber im Aeußern meinen Alten unähnlich zu sehn. Aber ich fand mich bald in einem Dickicht, welches mir den Muth niederschlug, durch alle die dunklen Anordnungen im Ganzen, in jeder einzelnen Periode, fast in jedem Kommatheilchen, durchzudringen. Hatte ich nicht Recht, rief ich oft verzweifelnd aus, von einer Barbarei der deutschen Litteratur zu reden? Wer denn anders als Barbaren würden mich in eine solche scytische Wildniß führen, und mir noch

dazu sagen, hier sei ich wieder in meinem Alterthum?

Was ein fleißiger Mann sich sammelt und zurichtet, um sich über eine Geschichte zu belehren, woraus ein alter Historiker, wie die Biene ihren Honig aus mancherlei Gesträuchen, seine Darstellung gewonnen hätte, all' dies Strauchwerk hat der Geschichtschreiber der Schweiz in sein Buch geworfen, und nur, wenn ich mich darüber weg arbeitete, gelangte ich zu dem Genuß, welchen sein sehr reizbares Herz, seine gerührte Phantasie, und die Ehrfurcht gewähren, worin sein Verstand mit gewissen Grundsätzen, wie mit einem vererbten altväterlichen Hausrathe schaltet.

Warum man aber, was ich zum öftern gehört hatte, ihn den alten Geschichtschreibern gleichsetzte, konnte ich lange nicht ausfindig machen. Nur durch die fortgesetzte Lectüre der deutschen Historiker entdeckte ich endlich den Grund. Vor

Schlözer hätte keiner von ihnen gewagt, mehr Verstand, als einen sehr dünnen kritischen, in die Geschichte zu bringen. Mit lebendiger Derbheit, witzigen, zum Theil wahren und gelehrten, fast immer skurril gesagten Kombinationen, mit einer Kühnheit, die zur Frechheit wurde, weil ihm aller Sinn für das Antike, das künstlerische, das darstellende Vermögen abging, stürmte Schlözer in das geschichtliche Studium der Deutschen, dessen Nüchternheit und Trockenheit ihn aneckelte. Um die ärgste Schläfrigkeit und Dickhäutigkeit zu reizen, war er ganz geeignet. Ja man ging bald sogar schon etwas weiter, wie er, und wollte sich nicht mehr mit Lebendigkeit und Witz bei dem Historiker begnügen, sondern auch Gefühl, vorzüglich patriotisches, und eine gewisse Schilderung der Begebenheiten, deren man sich aus den Alten erinnerte, in den deutschen Geschichtschreibern antreffen.

Als Schweizer war Johann von Müller von selbst ein so starker Patriot, wie irgend ein Grieche und Römer; und wirklich fand er in den schweizerischen Chroniken manche eigentliche Darstellung von Ereignissen und Scenen, die er in seine Erzählungen nur aufzunehmen brauchte. Wie beinahe Alles, was es an darstellendem Vermögen in der Geschichte der Eidgenossen giebt, den schweizerischen Quellen angehört, mag man schon daher vermuthen, daß in der Universalhistorie desselben Verfassers, wo die umständliche Quelle nicht übersetzt und aufgenommen werden konnte, keine darstellende Kraft gefunden wird. Im übrigen ist Müller so geschmacklos wie Schlözer, und darin ihm ganz ähnlich, daß nichts von seinen Studien dem öffentlichen Gebrauch verloren gehen soll, und er den ganzen Apparat, um ein historisches Buch zu schreiben, in dem Buche selbst aufthürmt.

Ganz andrer Art, als Müller, doch noch weniger von Schlözers Einflusse frei, scheint mir der geistvolle Spittler, der ihm durch Vernachlässigung der Alten genähert ward, indem der schweizerische Geschichtschreiber ob seiner Hochachtung für das Alterthum sich von ihm entfernte. Dagegen vermied Spittler, der einen sehr feinen Sinn für den Anstand gehabt haben mag, sich mit den gelehrten Zurüstungen wie jene beiden Männer vor dem Publikum zu zeigen; aber den politisch-statistischen Blick Schlözers eignete er sich mit ungleich größerer Schärfe in der Historie an, und brachte zuerst in Deutschland, neben seinem Zeitgenossen Plank, mit Glück und Zartheit das Psychologische in die Geschichtschreibung; denn Schlözers rohhingeworfne Urtheile über Tugenden und Laster von Menschen, oder Müllers ungeschickt zusammengestellte Notizen über eine Individualität, die selten inneren Zu-

sammenhang haben, sind nicht als psychologische Geschichtschreibung zu nehmen.

Durch die eigenthümliche Bewegung und Vielseitigkeit, welche der stürmische Säuberer der älteren nordischen Geschichte veranlaßt hatte, jedoch vorzüglich zur Reaction wider ihn, und seine sogenannte Universalhistorie, fühlte sich Herder angeregt, und erwarb sich einiges Verdienst um das geschichtliche Studium in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit. Er suchte allen Zeiten und Völkern so Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als Schlözer ungerecht und barbarisch wider sie verfuhr; und darin besteht sein erstes historisches Verdienst. Das zweite ist, daß er zuerst in Deutschland eine ästhetische Auffassung in die geschichtlichen Studien brachte. Außerdem, muß ich gestehn, und vielleicht hängt dies mit seinem zweiten Verdienst zusammen, scheint mir sein berühmtes Werk nur wegen der

Stimmungen, in die es versetzt, für die Geschichte von Werth zu seyn. Selbst in seiner Ansicht des israelitischen Volkes, auf dessen Erforschung er einen großen Theil seines Lebens verwandt hat, ist keine bestimmte und scharfe Auffassung der Individualität. „Ich habe mein ganzes Leben hindurch Geschichte studirt, sagte mein erwähnter historischer Freund, und mir die Fertigkeit erworben, aus einem Werke mir den Gewinn, welchen die Historie für Inhalt und Form durch dasselbe erlangt, sicher auszumitteln und fest einzuprägen; aber als ich Herders Ideen durchgelesen hatte, fühlte ich Verlegenheit, und die Unmöglichkeit, diesmal ein Gleiches zu thun.“

Einer der neuesten Historiker, Heeren, bemüht sich, statistisch-politisch umherzublicken, wie Schlözer, psychologisch zu seyn, wie Spittler, ästhetisch und all-

Bayerische Staatsbibliothek München

seitig gerecht, wie Herder. Das erste ist er wirklich in einem noch weiteren Umkreise, aber viel weniger kühn, witzig und originell, als sein Vorbild; wenn ihm gelingt, psychologischen Scharfsinn zu zeigen, schimmert eine gewisse Freude darüber durch: klar, heiter und unbefangen, gerecht und vielseitig sind seine historischen Ansichten, aber im ästhetischen Auffassen ist er nur ein Nachklang von Herder, ein Schatten von dessen Helldunkel. Er strebt zu sehr nach Geist und Leben, und will eine Geschichte der Kodices der Alten durch eine ausführliche Geschichte der Liebe Petrarchs und Laura's beleben.

Von wahrhaftiger Darstellung, von wahrhaftiger Kunst der Komposition in der Geschichtschreibung hatten die Deutschen kein Beispiel vor Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande, welcher die Fertigkeit und das Bedürfniß zu beiden von der dramatischen Dichtkunst

auf die Historie übertrug. Aber so unverkennbar sein gewaltiger Geist auch in seinen historischen Versuchen ist, was konnte seine reinere Tendenz zur Geschichtschreibung Großes hervorbringen, da ihm eine reife Kenntniß der Geschichte überhaupt, tiefere Kunde der Historiker des Alterthums, und alle historischen Vorstudien fehlten?

Mir scheint, daß Niemand mehr darauf ausging, Geschichtforschung und Kritik mit Hintenansetzung alles Apparates zur ächten historischen Kunst zu verarbeiten, als Woltmann; doch wie weit auch er in derselben zurück ist, zeigt ein Blick auf sein bestes Buch, die Geschichte des westphälischen Friedens. Für einen historischen Bau ist natürlich das erste Erforderniß, daß man den Grund und Boden in Hinsicht auf die Größe des Baues und die Vertheilung der Materia-

lien abmißt. Nun sehe man, wie in dem genannten Werke für das reichhaltige, überaus wichtige Material, die Geschichte der schwedischen Satisfaction, nur ein Räumchen, ein Winkel übrig gewesen zu seyn scheinet. Durch solches radikales Mißverhältniß erhält der ganze Bau ein schiefes und schwankendes Ansehn, und ist nicht ohne Risse geblieben.

Uebrigens gewann ich das Buch lieb, weil ich mein diplomatisches Ideal, Trautmansdorf, so darin fand, wie ich es mir dachte. Auch ist die Sprache historisch edel und diplomatisch fein. Auf die Gruppirung der unterhandelnden Figuren und der Unterhandlungen selbst ist Sorgfalt gewandt, und mit großer Selbstverläugnung giebt der Verfasser von seinem emsigen Quellenstudium immer nur die Blüthe in der Geschichtschreibung.

Dagegen muß ich noch auf eine seltsame Erscheinung an diesem Historiker aufmerksam

machen, die mich tadelnswerth dünket. Er hat sich wol sehr mit der neuern Philosophie und dem Studium Göthe's abgegeben. Wenigstens strebt er in seiner Geschichtschreibung nach Objektivität, und vermeidet sichtbar, die Person des Geschichtschreibers selbst mitunter wahrnehmen zu lassen, worin er keinesweges dem Tacitus ähnlich ist, den er bearbeitet hat; denn wie bedeutend tritt dieser große Geschichtschreiber bisweilen selbst in seiner Darstellung auf. Freilich ist der Historiker verpflichtet, nicht sich, sondern die Wahrheit so objektiv wie möglich darzustellen; weil man aber recht gut weiß, daß der Mensch nimmermehr zu einer reinen Objektivität gelanget, flößt es mehr Vertrauen, Interesse ein, wenn man auch den mitunter sieht, welcher uns die möglichst reine Wahrheit überliefern will. Von einer kritischen Selbstthätigkeit lassen wir nicht gern ab, und lieben es darum, den Geschichtschreiber mit seinem

Werk zu vergleichen. Ueberdies scheint mir, daß eine objektive Darstellung bei dem Historiker, auch bei dem epischen Dichter, sich nicht vor zu großer Kälte bewahren kann, und daher erkläre ich mir, warum manche Scene in den historischen Darstellungen Woltmanns, wenn sie gleich mit sichtbarer Kunst und Einbildungskraft geschrieben sei, doch wenig Eindruck macht. Nur der dramatische Dichter wird desto lebendiger, je objektiver er ist, weil er das Objektive in der Unmittelbarkeit von handelnden Personen darstellt.

Der zuletzt genannte Historiker und seine Objektivität erinnern mich an die deutsche Philosophie, und insonderheit an Kant. Mit welcher Bewunderung ich diesen Philosophen wegen seines Büchleins über das Schöne und Erhabene längst betrachtete, wie ich der Meinung war, daß er der größte philosophische Autor aller Jahrhunderte seyn müßte, wenn er sich

eine schöne Form für seinen reichen und tiefen Geist angeeignet hätte, muß ich hier ins Gedächtniß zurückrufen.

Leider fand ich von dieser Hoffnung auch gar nichts erfüllt; aber Stellen genug in seinen tiefsinnigen Kritiken des menschlichen geistigen Vermögens, und vorzüglich in mancher kleinen Schrift von ihm, die mich immer mehr bedauern ließen, daß meine Hoffnung unerfüllt geblieben war. Wann ist je etwas mit solchem erhabenen Witz abgefaßt, als der Schluß seiner Kritik der praktischen Vernunft, wo der gestirnte Himmel über ihm und das moralische Gesetz in ihm, wie sie beide das begränzte menschliche Wesen an Unendlichkeit knüpfen, zusammengestellt sind?

Thut man auch auf die schöne Form Verzicht, so findet man bei Kant selbst nicht einmal den Styl, welcher mit dialektischer Klarheit entwickelt. Er war zu

dieser, dünkt mich, zu genial und fruchtbar an Ideen, und erreichte sie nicht, weil er zu etwas Höherem, zur Form philosophischer Anschauung, ursprünglich berufen war.

An dialektischer Kunst und einem ihr angemessenen Styl ist ihm Fichte überlegen. Doch war mir nicht möglich, meinen Geschmack an denselben zu gewöhnen. Außer der abstrahirenden Kraft, und einer hervorsprudelnden Energie des Gemüthes, war bei ihm keine der übrigen Eigenschaften zu entdecken, die den Autor ausmachen. Die abstrahirten Begriffe stehen wie schroffe Felsenstücke da, es fehlt alle Bekleidung durch die übrigen Geisteskräfte, und seine Dialektik sieht oft für das feinere Gefühl einem Hader ähnlich.

Etwas weniger wild, doch voll kalten Grimmes ist sein Antagonist Schelling, welcher auch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum der Sprache mehr in

seiner Gewalt hat, und ohne Zweifel durch eine größere Fülle von Kenntnissen unterstützt wird.

Insofern würde er mehr als Fichte berechtigt seyn, in die Reihe der Autoren zu treten, die sich um den Preis klassischen Werthes bewerben. Indessen fehlt es beiden dazu nicht bloß zu sehr an der Form, sondern auch zu sehr an dem Gehalt, wenn ich dieses Wort in meinem Sinne nehme, daß es nämlich einen gewissen Verein und eine gewisse Höhe aller geistigen Kräfte bedeutet.

Damit will ich schlechterdings nicht über das System jener Philosophen absprechen. In Deutschland giebt es deren so viele, welche glauben, die ewige und nie erreichbare Wahrheit in ihre Abtheilungen gebannt zu haben. Kant nahm die Philosophie eigentlich nie anders, wie als etwas Logisches, wollte zeigen, wie sich die Welt zu diesem Logischen verhalte; doch

nie die Natur und Wirklichkeit selbst durch die Denkweisen greifen, und kannte kein andres Fortschreiten, als eine unbefangene Untersuchung, diese Denkweisen und den Stoff der Erfahrung, welchen sie aufgenommen, von einander zu unterscheiden und gegeneinander auszumitteln. Allein auf solche Art kann die Philosophie Werth haben; der großen metaphysischen Wahrheiten mögen schwerlich mehr hervorgebracht werden, als schon das Alterthum kannte. Solcher nothwendigen Schätze hat die Gottheit den Menschen nicht lange wollen entbehren lassen. Auf Form und Geist der Philosophie, nicht auf das System müßen wir schauen, und in jenen sind die deutschen Philosophen weit zurück. Denkt an Platon; sein Ruhm ist ewig, und er hat von den großen Wahrheiten keine neue gesagt.

Man wird mir nicht Mendelsohn und Jakobi entgegensetzen. Die Kla=

heit und Fehlerlosigkeit von jenem ist mit zu großer Nüchternheit gepaart. Jakobi hat den richtigen Takt, an Gott und Welt zu glauben, und ein philosophisches System nur wie ein Gewebe zu nehmen, wo jeglicher nach seiner Art Gott und Welt hineinwirkt. Auch kennt er die Alten. Aber es ist in ihm eine gewisse Schönthuerei mit sich selbst, ein Tändeln mit seinen edelsten Gefühlen und Abstraktionen, wodurch allein ihm schon der Anspruch auf den Ruhm eines klassischen philosophischen Autors benommen wird.

Wichtiger wie in dem metaphysischen Vortrag scheint mir das Verdienst der Deutschen in dem philosophischen Geist bei andern Untersuchungen zu seyn. Lessing steht hier an der Spitze. Im Laokoon ist die Entwicklung meisterhaft, wie die Begriffe zu einer Grundidee hingeführt werden, um plötzlich das Ganze zu beleuchten. Auch ist die Sprache für die

Prosa in diesem Buche, was sie bei Göthe häufig für die Poesie ist. Dort kann man sie nicht von dem Begriff, hier nicht von dem Gefühl und Bilde scheiden.

Weniger korrekt ist Winkelmanns Sprache in seinen Untersuchungen über das Alterthum; auch ist der Plan in ihnen bei weitem nicht so klar und entwickelnd; aber er war vom Geiste des Alterthums mehr durchdrungen, als Lessing. Ich wüßte nach Kant keinen andern Autor unter den deutschen Prosaikern, bei welchem ich so, wie bei ihm, bedauerte, daß er nicht klassisch geworden sei.

Wenigstens hat er zu einem klassischen prosaischen Buche über ihn Anlaß gegeben. Wie vielseitig, das Zeitalter in ihm ergreifend und ihn in dem Zeitalter, und in welcher schönen, männlich ruhigen und bescheidnen Sprache, hat ihn Göthe dargestellt.

Zu sehr ragen immer die Fühlhörner der Empfindung, die den Begriff finden sollen, in Herders anmuthigen kritischen Abhandlungen hervor, in welchen übrigens sein ahnungsvoller Sinn am meisten Urtheilskraft beweiset.

In den oft scharfsinnigen und elegant gesagten kritischen Bemerkungen von A. W. Schlegel ist zu viel Nüchternheit und Pedantismus: tiefer, doch erpicht auf Originalität, ist manche ästhetische Ansicht von Friedrich Schlegel, der seine unbezwingbare Unbehülflichkeit bald durch Schwulst, bald durch gar große Einfachheit besiegen will.

Die glänzenden ästhetischen Untersuchungen Schillers sind Ergießungen einer ungewöhnlichen Denkkraft, welche durch die Phantasie beflügelt wird; aber die neue Welt, die uns von derselben eröffnet scheinet, vergeht zum Theil wie ein rhetorisches Blendwerk.

Für Lebensphilosophie und Beobachtung gewöhnlicher Erscheinungen haben die Deutschen zwei korrekte und elegante Autoren, Engel und Sturz. Jener hat mit mehr Wissenschaft und Untersuchung, dieser mit mehr Kenntniß der feinen Welt geschrieben. Beide wären bei größerem innern Gehalt in die schöne und ewig heitere Welt der klassischen Autoren eingegangen.

Gestalten aus der politischen und litterarischen Welt der Deutschen.

In den Jahren, da ich mich mit der deutschen Litteratur beschäftigte, war ich allerdings frei von solchen diplomatischen Aufträgen und Geschäften, welche dafür gelten konnten, daß sie meine litterarische Muße unterbrächen. Aber gleichwohl fehlte es nicht an einigen, die beinahe nur auf Beobachtung gerichtet waren. Sie führten mich zum Glück in das nördliche Deutschland, und konnten deshalb als eine Fortsetzung meiner Studien über die deutsche Litteratur betrachtet werden; denn ich versäumte nicht, außer der politischen

und sogenannten großen Welt, in welche mich meine geschäftliche Bestimmung führte, die noch lebenden Gestalten der litterarischen, an welchen ich Theil nahm, kennen zu lernen; und gab es irgend eine derselben anderswo, als im nördlichen Deutschland?

Ich rechne zu meinen liebsten Ergötzungen, aus einem bedeutenden Buche mir nicht nur die innere Natur, sondern auch die äußere seines Urhebers abzunehmen. Bestätigt habe ich immer gefunden, was ich mir auf diese Weise von dem Blick, dem Tonfall der Autoren vorgestellt hatte. Dagegen hab' ich aufgeben müßen, über ihren Gang, ihre Gestalt bestimmte Vermuthung nach ihren Schriften mir anzueignen. Das Aeußere des Menschen ist theils den Zufällen zu sehr unterworfen, und theils ist die bildende Einwirkung der Seele auf daßelbe wenn auch nicht zu schwach, doch dem menschlichen

Auge zu wenig sichtbar, als daß man einen vollendeten Zusammenhang zwischen der Seele und dem Körper annehmen und wahrnehmen könnte. Blick und Ton aber sind unmittelbare Erzeugnisse des Geistes; und er läßt sich in ihnen nie verkennen, was auch der Zufall an ihnen gethan und geändert haben mag.

Anders verfuhr ich mit den Weltleuten und Staatsmännern. Sobald ich irgend eine bedeutende Erscheinung unter ihnen wahrnahm, fragte ich mich nicht zuerst, wie das Innere hier die äußere Gestalt geformt haben möchte, sondern welche Verhältnisse und welche Eindrücke der Umgebung diese Form hervorgebracht hätten? Mir ist kaum dreimal begegnet, daß ich bei einem Weltmann und Politiker mir zuerst seine Urnatur hätte vorstellen sollen; und wie hätte ich dazu einen Schlüßel gefunden, welcher demjenigen irgend zu ver-

gleichen war, der in einem vorzüglichen Buch für die Natur seines vorzüglichen Urhebers gefunden wird?

Aufträge meines Hofes führten mich nach Berlin. Es war ungemein wichtig für die damalige Lage der politischen Welt, die Stimmung des preußischen Hofes, die Grundsätze und Ansichten seiner Geschäftsmänner von Einfluß, auch des Volkes genau aufzufassen; denn auch dort, wo das Volk nicht konstitutionell von Bedeutung ist, wird seine Stimme von großem Gewicht seyn, sobald seine Kultur sich bis zu dem Grad entwickelt hat, daß es kaum eine Regierung zu dulden vermag, welche nicht mit ihm zu einer und derselben bürgerlichen Gesellschaft gehört. Dies war ohne Zweifel der Fall in der Hauptstadt, in dem Volke, welche die Nachwirkungen vom Geist Friedrichs des Großen auf eine andere Weise belebten, als er gewünscht haben würde.

Natürlich waren die Diplomaten zu Berlin meine erste genauere Bekanntschaft.

Man spricht von dem diplomatischen Corps in dieser oder jener Stadt, und denkt sich bei diesem Ausdruck offenbar nicht bloß alle die Individuen, die von einzelnen Staaten bei einer Souveränität als ihre Repräsentanten bevollmächtigt sind, sondern eine Gesammtheit derselben.

Worin diese bestehe, liegt am Tage. Ihr Vereinigungspunkt ist die Freundschaft, welche alle ihre Souveräne, auch sie also, für den Staat zu fühlen vorgeben, bei welchem sie bevollmächtigt sind. Diese allein bildet ein diplomatisches Corps, aus welchen zwieträchtigen Elementen es zusammengesetzt seyn, und wie mancher von den Gesandten Befehl haben möge, gegen die Macht, die gleichsam wie ein Symbol des Friedens und des europäischen Völkerbundes, unter ihnen steht, das Kriegs-

feuer zu entzünden. Im Sommer 1806 faßte der französische Gesandte zu Berlin den diplomatischen Almanach, worin das ganze diplomatische Corps der damaligen Welt verzeichnet war, mit den in seinem Munde äußerst bedeutend. Worten: „diese Leute dienen nicht dazu, den Frieden der Welt zu vermehren.“

Der zweite Grund, warum man die diplomatischen Agenten bei einer Macht als ein Corps oder eine Gesammtheit nimmt, liegt in den gemeinschaftlichen Vorzügen, welche ihnen das Völkerrecht zusichert, und wodurch sie von der ganzen übrigen Menschenmasse wesentlich unterschieden, gleichsam ein Staat im Staate sind. Dies giebt den Gesandten ein eignes Gefühl von Unabhängigkeit und Würde, und man hat öfters Gelegenheit zu bemerken, wie schwer es seyn müße, daß sie sich desselben entäußern, wenn sie von ihren diplomatischen Posten abberufen wer-

den, oder gar die Diplomatie ihres Staates mit demselben ein Ende hat. Es ist in diesem Gefühl sogar etwas berauschendes für manchen, der es zum erstenmal empfindet. Ein gar nicht geistloser Mann, der bisher noch keinen diplomatischen Posten bekleidet hatte, konnte auf der Reise an einen fernen Hof, zu seiner ersten Gesandtenstelle, sich so wenig mäßigen, daß er zu Leipzig an öffentlicher Tafel behauptete: wenn er nun hier einen von den Gästen erstäche, so dürfe ihm, als einer unverletzlichen Person, deshalb nichts geschehn.

Aus den beiden angegebenen Ursachen, welche die einzelnen bei einer Souveränität bevollmächtigten Diplomatiker zu einem Corps machen, entwickelt sich eine dritte. Weil sie um diese Souveränität wie um einen gemeinschaftlichen Freund versammlet sind, so entsteht ein eifersüchtiges Bestreben, wer von ihnen die mei-

sten und glänzendsten Beweise vom Wohlwollen dieses Freundes gewinnen solle. Indem sie aber zugleich den Stolz auf ihre völkerrechtliche Freiheit und Würde gegen die Regierung, bei welcher sie repräsentiren, besonders geltend machen sollen, bilden sie sich ein eigenthümliches Gemisch von ehrfurchtsvoller Geschmeidigkeit und nachdrücklicher Würde, welches allein ich als einen allgemeinen Charakterzug bei allen Diplomatikern von einiger Bedeutsamkeit gefunden habe, und durch welches allein in ihrem Kreise ein Geist erscheint, der ihn zu einer moralischen Person, einem Corps macht, und darum der Geist des diplomatischen Corps genannt werden kann. Man wird leicht zugeben, daß er etwas überaus liebenswürdiges an sich habe; denn was giebt es Erfreulicheres im gesellschaftlichen Verkehr, als wenn der Ausdruck der Freiheit und Selbstständigkeit mit der feinsten Haltung die fremden

Individualitäten berücksichtigt? Dies ist ja das Grundelement aller feinen Gesellschaft. Wo es fehlt, da ist Roheit, leere Eleganz, Pedantismus in mancherlei Gestalt, oft in den zierlichsten Formen.

Mit jenen drei Gründen hangen allerlei nicht so wesentliche Ursachen zusammen, wodurch die diplomatische Gesammtheit verstärkt wird.

Weil die Glieder derselben sich um einen Mittelpunkt drehen und gleicherlei Rechte genießen, zeigen sie sich bei allen öffentlichen und glänzenden Gelegenheiten so zusammen, als wären sie nothwendig mit einander verbunden, was sie wirklich ungefähr auf dieselbe Weise sind, wie die Mächte selbst der europäischen Republik, die noch freundlich und höflich nebeneinander stehn, indem sie sich bereiten, mit Sturm und Donner über einander herzufahren. Einen interessanteren Anblick kann es nicht geben, als wenn ein großes di-

plomatisches Corps in dem Moment einer solchen Crisis glänzend versammelt ist. Welcher funfzehnte August im Jahr 1806, als das diplomatische Corps und die obersten preußischen Staatsbehörden bei der französischen Gesandtschaft den Geburtstag Napoleons feierten! Schon hörte man das dumpfe Getöse des Verderbens, was über Preußen, das nördliche Deutschland, das europäische System im Herbst ausbrach, und so zahllose Verwünschungen des preußischen und deutschen Patrioten über die französische Regierung häufte. Und damals noch bei jenem Feste sprachen Preußen und Deutsche: es lebe Kaiser Napoleon! und tranken auf seine Gesundheit die Champagnergläser aus. Hie und da mochte wohl einer sein Glas nur aufgehoben halten und den Champagner nicht mit den Lippen berühren. In der allgemeinen Bewegung des diplomatischen Cirkels durfte selbst der Diplomatiker wagen, durch

irgend einen kleinen Zug zu verrathen, wie keinesweges sein Herz mitsprach: Er lebe!

Das große Interesse, welches sämmtliche Glieder eines diplomatischen Kreises haben, sich einander ihre neueste politische Kunde mitzutheilen, oder zu verbergen, bringt eine so anziehende Kraft in ihren Verkehr, daß sie auch ihrentwegen wie ein Corps wenigstens erscheinen. Für diesen Verkehr sind die Gesandten der größten Mächte eben nicht die interessantesten Figuren; denn theils ist jede Mittheilung von ihnen zu bedeutend, als daß sie sich leicht mittheilen dürften: theils haben sie zu gemessene Instructionen und Befehle, als daß sie etwas andres wie den Buchstaben mittheilen könnten, und der gehört gewöhnlich nur auf einen Punkt hin. Am interessantesten sind die Gesandten von Mittelmächten, deren Kabinet keinen zu furchtsamen, zu steifen, oder zu trägen Geist hat. Ist es gar bei einem

solchen Kabinet Sitte, daß es seinem Gesandten häufige Mittheilungen aus den Berichten seiner übrigen diplomatischen Agenten giebt, damit er immer hinlänglich über die sämmtlichen europäischen Angelegenheiten unterrichtet sei; eine ganz herrliche Sitte, ohne welche kein Diplomat auf seinem einzelnen Punkt hinlänglich unterrichtet ist: dann wird ein solcher Gesandte eine reiche Fundgrube für den diplomatischen Verkehr.

Uebrigens ist dieser Verkehr mit Neuigkeiten der reinste Tauschhandel. Wer nicht weiß, einige von Belang auszuspenden, bekommt keine von den Andern; und es geht mitunter soweit, daß man wohl abwägt, welches Gegengeschenk an neuer Kunde die Mittheilung einer Nachricht verdiene.

Ein Corps, das so oft gesellschaftlich zusammen ist, durch so mancherlei einträchtiges und zwiespältiges Interesse sich un-

aufhörlich in seinen Individuen berührt, wie das diplomatische, erhält zuletzt, welche feine Welt es besitzen mag, einen gewissen zunftmäßigen Anstrich. In ihren Bemerkungen, ihren Witzeleien übereinander, den Anekdoten, welche sie gegenseitig von sich zu erzählen wissen, ist der Kreis der Diplomatiker, solcher Männer, die von allen Nationen zusammengekommen sind, und die Leitung der Weltangelegenheiten vorzüglich mit in den Händen haben, bisweilen wie ein Club von Kleinstädtern.

Dahin paßt denn auch, was ich nicht bloß bei einem diplomatischen Corps gefunden habe, daß es Eines seiner Mitglieder gleichsam als den Lustigmacher des Clubs und als die Zielscheibe des Witzes von Allen braucht.

Nichts thut der Vorstellung von dem diplomatischen Corps, als einer Einheit, mehr Abbruch, als wenn zwei große Mäch-

te, welche ihre bevollmächtigten Minister bei einer dritten freundschaftlichen halten, miteinander in Krieg gerathen sind. Mehr oder weniger gehören die übrigen Staaten, also auch ihre diplomatischen Agenten, zu einer oder der andern Parthei. So tritt eine allgemeine Spannung ein, und eine Kälte über den gewöhnlichen Gefrierpunkt des diplomatischen Corps hinaus. Natürlich vermeiden sich einander die Minister der beiden feindlichen Mächte; aber auch alle ihre diplomatischen Kollegen hüten sich, zu entschiedene Theilnahme für und wider zu bezeugen. Kommt nun die Nachricht von einem großen Unglück, das eine der Mächte im Felde erlitt, wahrlich, man friert bei dem Froste, womit die übrigen Diplomatiker sich alsdann von dem Gesandten derselben wegziehn. Fühlten sie auch mit ihm, so wäre es doch unfein, durch irgend eine Schat-

tirung des Benehmens ihr Mitgefühl ihm zu verrathen.

Alle diese Züge fand ich auch in dem diplomatischen Corps zu Berlin. Aber es hatte, wie alle in jener Zeit, noch besondre Elemente der Kälte und Zwietracht. In den früheren Zeiten der Revolution war von den europäischen Höfen und Diplomatikern der französische Gesandte wie ein Uebel betrachtet, das man nicht ganz abwehren konnte, von dem sich alles zurückzog, das man nur als etwas vorübergehendes nahm, vornehm witzig bespöttelte, mit Neugier beschaute, wohin es ausbrechen, wie es zu Grunde gehn werde. Dadurch entstand mehr Einheit, mehr zusammenhaltende Wärme in den diplomatischen Corps als ihnen gewöhnlich war. Dies hatte sich völlig geändert. Den Gesandten Napoleon's sah man schon nicht mehr wie ein vorübergehendes Uebel an, und mancher Diplomatiker von kleineren Sou-

veränen stand schon unter seinen Flügeln, wenn ihm daselbst auch gar nicht wohnlich zu Muthe war. Die Minister der Mächte vom ersten Rang beobachteten wider denselben eine so gespannte Höflichkeit und argwöhnische Freundlichkeit, wie ich nie wieder gesehn habe. Am gespanntesten hätte der österreichische Botschafter seyn sollen, denn die Wetter zu einem neuen Kriege zwischen seinem Kaiser und Frankreich standen drohend am politischen Horizont; aber eine heitre Gewandtheit in allen Verhältnissen, die nur den Glanz des Lebens aufzunehmen scheint, indem die verschlossenste Politik tief unter ihr arbeitet, ist mir so nicht wieder vorgekommen, wie ich sie an dem Grafen Metternich bewunderte.

Auffallend genug war nun eben der Gesandte, gegen den sich aller Argwohn richtete, den man als die Quelle der neuen Zwietracht und Kälte im diplomatischen

Corps ansehen mußte, ein Charakter, der Eintracht und Frieden von Natur liebte, und sich in einer gewissen altfranzösischen Manier der Redlichkeit und Offenheit gefiel.

Herr Laforest war Franzose mit ganzer Seele, und der Ruhm seiner Nation ging ihm über Alles. Für Napoleon aber hegte er nicht die geringste Theilnahme, und man konnte ihn nicht leichter aufbringen, als wenn man einzig dem Genie desselben den Glanz der französischen Waffen beimaß. Ueberhaupt war ihm die neue Ordnung der Dinge in Frankreich zuwider, und im Grunde seines Herzens dachte er über die Zukunft wie sein Vorgänger Beurnoville, der mit militärischer Offenheit oder Unvorsichtigkeit der Königin von Preußen wiederholt geäußert, daß er sein Ludwigskreuz und was dergleichen mehr ist, sorgfältig verwahre; denn gewiß komme die Zeit, wo er davon

wieder öffentlich Gebrauch machen könnte. Will man deswegen diesen General für einen weit sehenden Politiker halten, was er mit nichten war, wie man jetzt viele ziemlich stumpfe Köpfe, welche immer an die Wiederherstellung der Bourbons geglaubt haben, für eine Art von politischen Sehern ausgiebt: so habe ich nichts zu entgegnen, als daß man, je weniger Witz und Combination und kühnen Geist man besitzt, um so zuversichtlicher auf das hofft, was man wünscht.

Durch seine Offenherzigkeit, sein freundliches Entgegenkommen, selbst seine Redseligkeit hätte Laforest das Mißtrauen, die Spannung der meisten Diplomatiker gegen den französischen Gesandten mildern sollen. Allein dies war keineswegs der Fall. Trotz seiner Persönlichkeit blieb er doch immer der Wächter einer verhaßten Regierung, der Ueberbringer verhaßter Forderungen; und um so schadenfroher

übertrieb man jede kleine Blöße, die er durch seine Redseligkeit geben mogte. Dies wirkte auf ihn nicht gut zurück und ich bin überzeugt, daß seine Berichte sowol über die Hof- und Staatsmänner Preußens, als über manche Mitglieder des diplomatischen Corps zu Berlin, kein gutes Blut bei Napoleon gemacht haben.

Rußland und Frankreich selbst waren sich einander nicht so entgegengesetzt, als der russische Gesandte Herr von Alopäus dem französischen Minister, mit welchem er in einer gewissen Rechtschaffenheit, baaren Ansicht der Verhältnisse, und in der offenen, Zutrauen erweckenden diplomatischen Manier sonst Aehnlichkeit genug hatte. Wäre er aber auch nicht dessen politischer Gegner gewesen, so hätte er doch nie Geduld gehabt, die weitläuftigen diplomatischen Darlegungen Laforest's bis zum Ende anzuhören, und sie wären schon darüber zerfallen.

Vielfach erfahren im diplomatischen Geschäft, so reich mit Kenntnissen ausgestattet, wie wenige Männer der großen Welt, bestimmt in seinen Begriffen, rasch und scharf in seinen Entschlüßen, that jener russische Gesandte seinen Verdiensten dadurch Eintrag, daß er zu schroff, zu heftig in seinen Maaßregeln war, und leidenschaftlich an dem hielt, wofür er sich einmal erklärt hatte. Für den Weserzoll des Herzogs von Oldenburg, erzählte man mir, habe er sich vor meiner Ankunft in Berlin und während der Entschädigungsgeschäfte zu Regensburg so lebendig interessirt, daß man ihn nicht mehr den rußischen, sondern den oldenburgischen Minister nannte.

Ich habe nicht genau bemerken können, wie Laforest sich zu dem preußischen Haupt der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Haugwitz verhielt. Mit umwundner Rede gingen sie gewiß beide

um einander herum; denn der preußische Staatsminister konnte die Phrasen mit eben so glatter Gewandtheit ausspinnen, als der französische Gesandte mit einer schulmäßigen diplomatischen Feierlichkeit sie auszubreiten verstand. Da nun hinzukam, daß Frankreich und Preußen damals geflissentlich suchten, sich einander nicht zu verstehn, so mögen diese beiden Staatsmänner oft von einander gegangen seyn, ohne aus ihrem Redegewinde einen wahrhaften und deutlichen Bericht an ihre Souveräne zusammenweben zu können.

Graf Haugwitz, der in mehrern sehr kritischen Jahren die auswärtigen Angelegenheiten der Monarchie Friedrichs des Großen, wenn nicht geleitet, doch verwirrt hat, war einer von jenen Charakteren, an welchen man beinahe keinen Zug bestimmt hervorheben darf, ohne viele Verneinungen folgen zu lassen. Er kom-

binirte vielfach und witzig; da ihm aber an der Wahrheit selbst in einer Vorstellung nichts lag, so betrog er sich sehr leicht auch in dem Vortheil, den er von ihr einzuärnten hoffte. Ein Princip wollte er immer haben, nach welchem er zu Werke ginge, und man kann wirklich sagen, daß er Principe hatte; doch sie hatten ihn nicht, und so standen sie bunt neben und durch einander in seinen Vorstellungen und folgten sich einander mit einem reißenden Wechsel. Die unter ihm arbeitenden Räthe waren zu bedauern: voll von einem Gedanken trieb er sie, in einer umständlichen, sachreichen Darstellung denselben zu entwickeln. Hatte nun der Rath mit der größten Anstrengung gearbeitet, brachte froh sein mühsam vollendetes Werk: so konnte es der Minister nicht mehr brauchen, er hatte inzwischen den Gedanken, der zum Grunde lag, fahren lassen, oder wol gar in den entgegengesetzten hinüber

gespielt. Weder gründliche Kenntnisse, noch eine frühere Laufbahn in Staatsgeschäften hatten ihn zu dem wichtigen Platz vorbereitet, auf welchem er nun stand. Nach einer poetischen Jugendfreundschaft mit den Grafen Stollberg und andern Dichtern, nach mannigfaltiger empfindsamen Liebe, einem fast romantischen Leben in Italien und andern Ländern, nach allen Genüßen, die eine reiche und fein organisirte Natur einem großen ererbten Vermögen abgewinnen kann, hatte er zuletzt die widrige Leere empfunden, welcher eine Natur mit solchen Ansprüchen und Gaben nicht entgeht, da ihr die Wissenschaft zu tief, die Kunst zu hoch, das Bemühn um beide zu schwere Arbeit ist. Haugwitz stürzte sich in alles, wodurch solche Naturen sich gegen jene Leerheit retten, in Religionsschwärmerei, Magie und geheime Gesellschaft, Intrigue und Ehrgeiz und Genuß der blos physischen Liebe bis zur

Abspannung aller Nerven und Muskeln. Gewiß bekannte er sich zu den Frömlern und Adepten der magischen Kunst, die unter Friedrich Wilhelm, dem schwachen aber an sich braven, talentvollen König aufkamen, nicht blos aus Ehrgeiz und Hang zur Intrigue, sondern auch aus einem Bedürfniß seines Kulturstandes. Sobald er aber einmal seinen Posten erreicht hatte, verdrängte wenigstens der Ehrgeiz jeglichen schwärmerischen Hang in ihm, da die Intrigue unter dem jetzigen König gar keinen Gebrauch davon machen konnte. Die eigentlichen politischen Geschäfte wußte er gänzlich den Händen des älteren Staatsministers der auswärtigen Angelegenheiten zu entwinden. Dieser war der Freiherr von Alvensleben, ein Mann von schönen Kenntnissen, eifrig für einen ordentlichen Geschäftsgang, voll Rechtschaffenheit und Ehrliebe, aber in seinen Rücksichten zu kleinlich, als daß er die Politik einer

bedeutenden Monarchie hätte leiten können. Wiewol man ihn mit dem Grafentitel schmückte, soll er sich sehr dadurch gekränkt gefühlt haben, daß ihm nur diejenigen Geschäfte blieben, die kaum den Namen der politischen führen dürfen, wie Sachen der Unterthanen bei fremden Regierungen, Besorgung eines Staatskalenders und dergleichen. Man erzählte mir, daß Haugwitz und Alvensleben sich seitdem nicht wieder freundschaftlich zusammen sahen, und der letzte seine Erbitterung gegen seinen Kollegen kaum unter der frostigsten Zurückhaltung verbergen konnte. Um die Zeit aber, da ich nach Berlin gekommen war, hatte Haugwitz einem vom diplomatischen Corps gesagt, er sei zu Alvensleben gekommen, und zu seiner größten Befremdung habe ihn dieser mit alter Freundlichkeit und Traulichkeit empfangen, und ihm beim Weggehn herzlich die Hand gedrückt. So viel ich weiß, sahen sich die beiden Mi-

nister seitdem nicht wieder, und unter uns hieß es sogleich: eine solche Verwandlung deutet auf Alvenslebens Tod!! er wollte sich vor dem Hinscheiden auch noch mit seinem Todfeinde versöhnen! obgleich derselbe allem Anschein nach eine rüstige Gesundheit hatte, und von mittlerem Alter war. Seltsam genug ward unser Scherz zu Wahrheit: ein paar Wochen darauf starb er eines schmerzhaften Todes.

Wenn gleich ein Mann wie Haugwitz kein politisches System haben konnte: so hatte er doch Anfangs den Gedanken festgehalten, daß er die Franzosen nicht in das nördliche Deutschland kommen lassen wolle. An sich war freilich dies eine beschränkte Idee; denn wo ist ein Theil von Deutschland, der sich gegen eine französische Uebermacht retten kann, wenn nicht alle Theile unsres Vaterlandes einträchtig zusammenhalten? Indessen mag das Isolirende, was in der preußischen Demar-

kationslinie lag, durch die Verhältnisse entschuldigt werden, die einmal seit dem Baseler Frieden unvermeidlich geworden. Auch ward sie eine Zeitlang von dem Glück begünstigt; denn wie schwebend sie im Grunde war, von wie manchen Stößen bewegt, hielt sie lange genug vor. Allein ihr Urheber sprach seiner politischen Hauptmaxime selbst Hohn, als er das eifrige Dringen Hannovers um preußischen Schutz wider die Franzosen nicht berücksichtigte, und die zügellosen Republikaner die hannövrischen Lande besetzen ließ. Dieser grobe Fehler der Politik Preußens konnte nur dadurch überboten werden, daß es sich nachher durch eigne Vergrößerungssucht verführen, und zugleich durch Napoleon gleichsam zwingen ließ, die Scheu vor Unrecht, die besonders in dem König stark ist, zu überwinden, und das Kurfürstenthum Hannover sich selbst zuzueignen. Von da an hatte die Verwaltung des Grafen

Haugwitz die Monarchie Friedrichs in einen Wirwarr gezogen, der nur durch einen Krieg mit Frankreich und gewiß auf die unglücklichste Weise gelöset werden mögte.

An dem Grafen Alvensleben hatte Haugwitz eigentlich keinen politischen Nebenbuhler verloren; aber nun bekam er einen, welcher ihm so furchtbar, als den Kräften nach überwiegend war, an dem Staatsminister Freiherrn von Hardenberg. Dieser war öfters bei diplomatischen Verhandlungen gebraucht, und der Friede von Basel, der vielleicht damals verhinderte, daß die preußische Monarchie nicht jähling ins Verderben kam, doch sicherlich dazu beitrug, daß nach und nach das alte europäische System von dem französischen verschlungen wurde, konnte eigentlich als sein Werk angesehn werden. Auch hatte er schon in Abwesenheit von Haugwitz das Portefeuille der auswärti-

gen Angelegenheiten besorgt. Durch seine Verwaltung der Provinzen Anspach und Baireuth war sein Ruhm vorzüglich gegründet.

Ich habe ihn kaum dreimal auf längere Zeit gesprochen; doch scheint mir nicht schwer, seine Persönlichkeit bestimmt aufzufassen. Was ich bei den vorzüglichsten Männern meines Standes den alten Edelmann nenne, glaube ich an Hardenberg wahrgenommen zu haben. Er hat ein starkes und freies Gefühl von sich selbst, und weiß wohl, daß er nicht unter den Verhältnissen stehe; aber gleichwol schont er dieselben auf das äußerste, und ist gegen jede fremde Persönlichkeit so verbindlich, daß man wähnen könnte, er fürchte sie. So wenig dies der Fall ist, denn während aller Geschmeidigkeit und Höflichkeit steht er immer wieder gebietend da, so unverkennbar hat ein natürliches Wohlwollen an jener Art großen Antheil. Aber am lieb-

sten möcht' ich sie bei ihm aus der Vorstellung von einem Glanz der Sitten des alten Adels herleiten. Auch gegen das schöne Geschlecht übt er eine gewisse Chevallerie aus.

Natürlich ist es unsren Zeiten nicht gegeben, auch in den vorzüglichsten Individuen den alten Adelsgeist ganz ohne ihren Zusatz zu lassen; und wie wollte man von Hardenberg, der sich mit den Ideen und Kenntnissen unserer Tage eine in der großen Welt mehr als gewöhnliche Bekanntschaft erworben hat, in unsrem Geschäftsgange äußerst gewandt ist, und von den verwerflichen Zügen an dem alten Baron kaum irgend eine Spur an sich verräth, eine Reinheit verlangen, welche wir vielleicht nur einem alten Adel in der Idee beilegen?

Man bekam von ihm die richtigste Vorstellung, wenn man ihn mit Haugwitz verglich. Als ich mich nach Berlin begab,

hatte ich von diesem ein sehr angenehmes Bild in meiner Erinnerung. In sehr früher Jugend sah ich ihn im Hause meines Vaters zu Rom. Seine kleine, wohlgebaute, blühende Gestalt, die lichte Röthe seines Antlitzes, seine freundlichen schwarzen Augen, die einen gewissen schwärmerischen Aufblick hatten, und besonders der sanfte Tonfall seiner Sprache, waren mir immer gegenwärtig geblieben. Leider fand ich nun alles das im Verfall; die kleine Gestalt vernachläßigt, und bis zur Ungebühr schlecht bekleidet, statt des Schwärmerischen in seinen Augen nur Intrigue und Auflauern; die Freundlichkeit der Manier war geblieben, aber sie erweckte kein Zutrauen wie Hardenbergs Verbindlichkeit. Wieviel dieser von dem alten Edelmann, so wenig hatte Haugwitz davon, und er ermangelte eben so sehr alles Glanzes der Repräsentation, als Hardenberg in ihr Meister war, neben dem Grafen Metter-

nich vielleicht der einzige Deutsche, der in glänzenden diplomatischen Zirkeln unter Staatsmännern von andern Völkern auch die feine und äußere Sitte der Deutschen bewährt zeigte. So rein bürgerliche Manieren eines Emporkömmlings, wie bei dem Grafen Haugwitz aus einem der ältesten schlesischen Häuser, habe ich bei keinem alten Edelmann unter den Diplomatikern wieder gefunden. Ich erklärte mir dies aus der Wahrnehmung, daß seine Natur das ehemalige poetische Wandeln und Treiben noch nicht ganz abgelegt hatte. Er liebte noch immer eine halb idyllische Umgebung, und in Gärten, Gewächshäusern, wo er sich freien Genüßen überließ, trieb er gern seine diplomatischen Verhandlungen, und schmiß ein Aktenstück auf die Seite, wenn das Brüllen der Heerde ihn an die Freuden seiner Meierei erinnerte. Durch diese Vermischung und Verwirrung des schönen Geistes in ihm, wenn ich so sagen darf,

und des politischen Lebens ward er verhindert, sich eine reine, stolze Haltung und Unbefangenheit auszumitteln.

Bis dahin waren die beiden genannten Staatsmänner nicht als Widersacher betrachtet worden, vielmehr war man gewohnt, sie in dem Hause eines gewissen Residenten kleiner Höfe, dessen Namen mir entfallen ist, wo Trefflichkeit der Speisen und Weine, Frohsinn und Unkultur des Wirthes die Staatsmänner zur Ablegung aller Bürde und alles Zwanges aufforderten, freundschaftlich und ungebunden zusammen zu sehn. Allein die politische Lage, worin jetzt Preußen gekommen war, mußte die oberflächliche Harmonie zwischen ihnen aufheben.

Man kann nicht sagen, daß Haugwitz dem französischen Interesse gewonnen war; aber seine große Schmiegsamkeit, seine Scheu, das Glück der preußischen Waffen zu versuchen, sein leises Auftreten

und die unerschöpfliche Kunst seiner Intrigue, die immer neue Ansichten, immer neue Schlupfwinkel und Rettungsmittel sah, brachten ihn bei dem gekränkten preußischen Stolz in Verdacht, daß er es nicht redlich mit der Monarchie meine. Am lautesten indeß sprach wider ihn der russische Gesandte von Alopäus, der in allen Stücken freilich das Gegentheil von ihm war, und eine entschlossene Geradheit ohne alle Umschweife der temporisirenden Kunst des Grafen, in welche Irrgänge sie sich zurückziehn mochte, schroff entgegenzusetzen wußte. Es ging zuletzt soweit, daß er erklärte, mit diesem preußischen Kabinetsminister keine diplomatische Berührung mehr haben zu wollen.

Er war ein vertrauter Freund von Hardenberg, der nach seinem Charakter die gar zu große Schmiegsamkeit gegen Frankreich allerdings verwarf, jedoch einen Bruch mit demselben weder wünschte

noch nothwendig glaubte, und auch eine Abhängigkeit von Rußland fürchtete. Wieder hatte er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, als der Krieg zwischen Oesterreich und Rußland auf der einen, Frankreich auf der andern Seite losbrach, und Graf Haugwitz auf Sendung in die Hauptquartiere unmittelbar Meisterstreiche der Politik üben wollte.

Die preußische Kriegsmacht war ins Feld gerückt, was immer nur noch als eine Vorsichtsmaßregel gelten konnte; und wenn sie freilich nach allen Stimmen, die sich im preußischen Staate hören ließen, ohne Zaudern über die Franzosen hätte herfallen sollen: so schien doch Hardenberg dieser Meinung nicht zu seyn. Da kam die Nachricht, daß die Neutralität Anspachs von dem französischen Heerführer Bernadotte gebrochen sei. Hierüber war jener so erbittert, daß er nun mit Herrn

Laforest nicht weiter unterhandeln wollte, und seinen Besuch zurückwies. Welchen klagenden und bittern Bericht mag dieser darüber gemacht haben, da er sich schon vorher zu beschweren pflegte, daß der preußische Minister, nach seinem Ausdruck, sich aufs hohe Pferd setzte, und bei etwas langen Unterredungen wiederholt nach der Uhr sähe. Wir lächelten bei solchen Klagen, und freuten uns, daß Hardenberg, den Stolz des deutschen Edelmanns und eines Staatsministers in der Monarchie Friedrichs des Großen gegen die Ansprüche der französischen Phraseologie behauptete.

Hätte er damals allein die Zügel der preußischen Politik in den Händen gehabt, so wäre wahrscheinlich der preußische Kriegsmuth noch früh genug gegen Frankreich losgebrochen, und hätte vielleicht die Schlacht bei Austerlitz und den ihr folgenden Frieden verhindert.

Zu jener Zeit glaube ich zuerst bemerkt zu haben, daß die Königin von Preußen sich auf das lebhafteste für die politischen und kriegerischen Händel interessirte, und die französische Regierung haßte, insofern überhaupt in ihrer sehr wohlwollenden Seele Haß wurzeln konnte. Wie eifrig theilte sie die Nachricht mit, daß die Russen und Oesterreicher in Mähren glänzend gesiegt hätten, welche sich ihr dann in die traurigste Botschaft verwandelte. Von diesem Augenblick an stieg ihre Theilnahme an der politischen Welt immer höher; und wenn die Armee sie wegen ihrer heitren, gütigen Natur, ihrer Lust am Leben, ihrer schönen Gestalt schon immer bewundert hatte, ward sie nun wegen ihres Hasses gegen die französische Regierung ein Gegenstand ihrer Anbetung.

Ich sah die Königin zum erstenmal auf einer Assemblee bei dem Grafen

Haugwitz. Sie saß in einem Kabinet der Treibhäuser an einer Tafel, aus deren Mitte ein blühender Orangenbaum stieg, und rings umher war ein großer Zauber von Blumen. In ihrem Anzug und Putz schien sie mir für eine Königin nicht frei genug von Mode; aber dagegen hemmte auch kein Zwang der Etikette ihre unverkennbare Neigung für ein freies Fühlen und Trachten. Ueber die Herzen aller Männer übte ihre Schönheit eine große Gewalt aus, und nicht ohne Verwunderung bemerkte ich, daß auch die trockensten, die sonst mit dem Idealischen nichts zu schaffen haben wollten, sich recht beflissen, die Königin Luise sich als etwas Idealisches vorzustellen. Auch gestehe ich, daß ich selbst, obgleich wenig geneigt, an Verwirklichung von Idealen anders als nach der schärfsten Prüfung zu glauben, nahe daran war, aus der Ferne mit anzubeten. Dazu trug viel bei, daß ich hör-

te, wie die Königin ein paar schöne Verse aus Göthe's Tasso zu einer kleinen älteren Dame sprach, und dabei durch ihre Freundlichkeit auf Gesicht und Gestalt derselben, die gewiß nicht von Grazie beseelt waren, doch eine gewisse Anmuth zu hauchen wußte.

Diese Töne von den Lippen der schönen Königin versetzten mich plötzlich in jenen Tag, da ich die ersten Laute aus Göthen's Poesie von der Gräfin Rosamunde von W—g vernahm, und die laue, duftreiche Luft in den Gewächshäusern ließ mich vergessen, daß ich im Norden und in dem rauhesten Winter mich befand. Eine unbeschreibliche Sehnsucht erfüllte mich, und für eine Weile war mir das ganze glänzende Leben um mich her zum Traum geworden. Einige Bewegung in der Nähe der Königin veranlaßte, daß ich das Auge dahin richtete. Sie hatte eine Dame zu sich rufen lassen, deren hingeneig-

tes Antlitz ich nicht einmal im halben Profil sah; aber die große schlanke Gestalt, welche auf dem Sessel gleichsam schwebte, war ganz wie Rosamunde's. Sie wandte sich ein wenig, und ein freudiger Schreck sagte mir, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Mit welcher Ungeduld erwartete ich, daß irgend eine Veränderung der Gesellschaft, des Vergnügens, die Königin von ihrem Platz bewegen, und mir erlauben würde, mich der Gräfin zu nahn. Meine Dankbarkeit, daß sie mich in die deutsche Dichtkunst eingeweiht, glaubte ich ihr nicht früh genug ausdrücken zu können, auch drängte mich eine geheime Eitelkeit, mit meinem Wissen über deutsche Litteratur nun nicht mehr als ein Schüler vor ihr zu stehn. Aber ich wartete lange vergebens nach diesem Augenblick, und endlich zog mich ein Minister, dem ich aus Höflichkeit folgen mußte, in ein entfernteres Zimmer. Eine Kette von Höflichkeiten

verwickelte mich immer mehr in Gespräche: nie hab' ich lästiger gefühlt, welcher Sklave man durch die Rücksichten der vornehmen Welt sei. Endlich, da die Assemblee schon anfing, sich aufzulösen, und die Gräfin im Begriff war sich unmittelbar nach der Königin wegzubegeben, konnte ich sie anreden. In ihre Züge kam ein angenehmes Staunen, sie erkannte mich wieder, und fragte: „kennen Sie nun auch meinen Dichter? Wer in Welschland und in Deutschland gelebt hat, der wird ihn ja lieben und verstehn. Seitdem ich Sie in Italien sah, habe ich ihn auch persönlich kennen gelernt.“ Kaum konnte ich ein paar Worte aus der Fülle meines Herzens erwiedern, so zogen andre Damen sie weg. Ich folgte ihr schnell die Stiegen hinab, und erhielt noch die Erlaubniß, ihr am folgenden Tage von meinen deutschen Studien Rechenschaft geben zu dürfen.

Schon in derselben Nacht, auf dem einsamen Lager sah ich mit mehr Klarheit meinen innern Zustand ein. Ich war gewahr, daß im Grunde die Gräfin bei meinen Studien der deutschen Litteratur immer gegenwärtig gewesen, und daß bei den schönsten Genüßen der Dichtkunst ihre hohe und liebenswürdige Natur sich mir immer tiefer eingeprägt hatte.

Eine zarte und tiefe Neigung für sie, die ich nur ein einziges Mal gesehen, war mir unbewußt in meiner Seele gekeimt, und schoß in dieser Nacht so stark hervor, daß sie mich selbst überraschte. Ich wüßte aber nicht, daß ich je ein angenehmeres Gefühl gehabt hätte; denn so vieles, was mir theuer war, mein zweites Vaterland, das schöne Italien, und mein ursprüngliches, das deutsche Urland, das mir nicht blos die Geburt gegeben, sondern ich mir selbst durch mein Studium seiner Litteratur gleichsam wiedergewonnen hatte, floß

in dieser Neigung zusammen, und für den Mann hat es etwas überaus Erquickliches, wenn er weiß, daß er einem weiblichen Wesen, welches er liebt, einen bedeutenden Theil seiner Bildung verdanke. Lichter, wärmer ist mir nie in der Brust unter Italiens blühenden Pomeranzenhainen gewesen, als mir an dem Wintermorgen war, da ich nun Berlins Linden hinab zu der Gräfin ging. Mit einem Wonneschauer von Gefühlen, Erwartungen, Ahnungen trat ich in ihr Vorzimmer. Aber ein flüchtiger Frosthauch überschauerte mich, als ich sie nicht allein, als ich jene Dame bei ihr fand, die mir neben der anmuthigen Königin wie eine Priesterin erschien, die anbetete, doch Mentor zugleich war.

Zum Glück sprachen sie über Litteratur, und die Gräfin entwickelte in kurzen innigen Aeußerungen eine eben so reiche und vielseitige Kunde der deutschen Autoren, als sie mich ehemals in Rom durch

die einseitigste Anhänglichkeit für Göthe befremdet hatte. Ich sagte ihr dies, und sie entgegnete, daß sie zu dieser reicheren deutschen Lectüre nur gekommen sei, weil sie gemerkt, daß ihr Lieblingsdichter ihr dadurch noch werther, reicher gedünkt, wenn auch nur durch den Gegensatz. Ja wohl, fiel die Fremde ein, die erhabene Sentimentalität Schillers lehrt uns die antike Frische Göthe's begreifen, und fuhr fort, ähnliche Sätze oder Schulsprüche auszuspielen, welche mir in Büchern oft so nahe gekommen waren, daß ich ganz fühlte, wie dem Schiffer zu Muthe seyn muß, der kaum durch schwimmende Eisstücke durchlenken kann. Ich suchte geschwind das Gespräch von der Litteratur abzuleiten, und glaubte am sichersten darin glücklich zu seyn, wenn ich des gestrigen Abends erwähnte und die Erscheinung der Königin pries, wie sie unter Blumen gethront hätte. „Freilich, sagte die Dame, sie ist das Princip alles Guten und Schönen in der

Welt; und ich ward wirklich von dieser Sprache so betroffen, daß ich meinen Aerger nicht verbergen konnte, und mit einiger Wärme sagte: warum soll denn eine so holdseelige Frau, die das Leben selbst ist, in ein Princip verwandelt werden? Möge sie niemals die Schulphilosophie anwehen!" Die Fremde schwieg empfindlich; aber mit ungemeiner Verbindlichkeit richtete die Gräfin die Rede einzig an sie, und fuhr fort: gewiß haben Sie zur Bildung der Königin viel beigetragen, und Ihrem Einfluß schreibe ich es zu, daß sie die höheren deutschen Dichter so lieb gewonnen hat. Ich kenne sie nicht blos seit meinem kurzen Aufenthalt in Berlin, sondern sah sie und ihre Schwester wiederholt, als die beiden jungen Fürstentöchter in der Rheingegend lebten. Beide verriethen ein sehr fühlendes Herz, einen regen, witzigen Geist, eine für das Schöne empfängliche Einbildungskraft. Aber es fehl-

te gänzlich an einer sichern Leitung ihres Geschmacks, sie waren schon in den deutschen Romanenwust gerathen, und die Ritterzeit, die ich bei dem ersten flüchtigen Blick in demselben habe spucken sehen, trieb schon einigen Spuck in der Seele der jüngeren. Ein deutscher Fürst sagte mir nachher in Italien, daß sich nervloses Leben in den Romanen eines Lafontaine mit einer solchen Ritterzeit in ihren Vorstellungen vermischt habe. Wie groß und ehrenwerth ist Ihr Verdienst, wenn Sie mit den Gestalten von Iphigenie, den Leonoren, solche Bilder bei der königlichen Frau verdrängt haben.

In diesem Ton sprach die Gräfin mit unerschöpflicher Güte weiter, und je mehr der Mißmuth der fremden Dame sich dadurch lößte, desto ärgerlicher fühlte ich die Beschämung, durch meinen Verdruß über alles, was bei Frauen nach der Schule schmeckt, zur Verletzung der Höflichkeit

hingerissen zu seyn. Ich muß gestehn, daß mir etwas schülerhaft zu Muthe war, was sich aber bald vor der Bemerkung verlor, daß die Fremde von der Kraft der Natur und Eigenthümlichkeit in allen Ausdrücken, Gedanken und Zügen der Gräfin überwältigt genug wurde, um ohne besondre Affectation und Formelnwesen von den Tugenden der Königin und ihrem häuslichen Leben zu erzählen. Gewiß, fiel die Gräfin ein, haben Sie mir nichts Schöneres von ihr erzählt, als daß sie täglich die männliche Bescheidenheit ihres Gemahls zarter empfinde, und durch Vergleichung mit glänzenden Vorzügen andrer Fürsten nur noch tiefer über sie gerührt werde.

Ich habe nie, setzte die Dame hinzu, in ihrem Auge einen so herzlichen Ausdruck gesehn, als wie sie mir jüngst im Herbst sagte: der König däucht mir schöner als alle Männer, aber am schönsten ist er nun, wenn er mit dem braunrothen An-

gesicht von der großen Musterung heimkehrt. Die Fremde ward immer liebenswürdiger, je mehr sie von der Königin erzählte; und als ich die Bemerkung machte, daß der Erbprinz von Strelitz, den ich in Italien kennen lernte, seiner königlichen Schwester, an schöner Empfänglichkeit, an regem Geiste, heiterer Offenheit der Seele sehr zu gleichen scheine, gewann ich ihr ein freundliches Lächlen ab; und ein Talent der Sprache, sagte sie, besitzt er gemeinschaftlich mit seinen Schwestern, daß ihr Styl eine leichte Blüthe ihrer Natur ist. Wie oft haben mich die Spiele des Witzes, der Darstellung gefreut, womit sich die geistreichen Geschwister vergnügten.

Auf solche Weise war der erste Eindruck von Misbehagen zwischen uns ganz getilgt, und unser Gespräch kam in einen reichen und raschen Zug, welcher viele Gestalten der berliner Welt bei mir vorüber-

führte. Nur konnte ich es nicht dahin bringen, daß mir die Gräfin irgend ein Zeichen von besonderm Wohlwollen, oder nur, daß sie mich nicht ganz wie die übrigen Menschen nahm, gegeben hätte. Ob sie mit mir sprach oder der gegenwärtigen Dame, immer derselbe Ton, die gleiche Miene; und da ich es auch nicht dahin bringen konnte, daß sie über die Zeit ihres Lebens, nachdem ich sie einen Tag in Italien gesehen, sich irgend weiter ausließ, als was kurze Abfertigungen meiner Fragen darüber zu vermuthen gaben, konnte ich nicht so lange ausharren, bis die Dame weggegangen sei.

Ich fühlte etwas Widerwärtiges in mir, etwas Beklommenes, als ich nun zum Thiergarten hinausschweifte. Die große Stille, welche in seinen abgelegeneren Partien herrscht, hatte für mich an hellen Wintertagen was ungemein Anziehendes, wenn der Schnee auf seinen alten

Bäumen gefroren lag, und sein Anblick war mir dann ein Labsal, dem keine, wie verdriesliche Stimmung widerstand.

In den geselligen Zirkeln fand ich mehrere Tage die Gräfin nicht. Zweimal, dreimal überraschte ich mich auf dem Wege zu einem neuen Besuch bei ihr, und dann fehlte mir der Muth dazu. Wie jeder andre, der ihr gleichgültig war, wollte ich nicht bei ihr erscheinen; ein vertrauteres Verhältniß zu ihr war mir Bedürfniß, und wenn mich quälte, daß es dergleichen nicht schon gab, so marterte mich noch weit mehr die Besorgniß, daß es dazu überhaupt nicht zwischen uns kommen werde.

Die Zeit des Karnevals war bald verflossen, und nach allem, was ich durch andre von den Verhältnissen der Gräfin vernahm, durfte ich mir nicht schmeicheln, daß sie dann noch länger in Berlin verweilen werde. Endlich in der weitern Assemblee hörte ich aus ihrem eigenen Mun-

de, daß sie ihren Aufenthalt nur noch um acht Tage verlängern könne; und wiewol sie mir an demselben Abend nichts sagte, was eine besondre Beziehung auf mich, irgend etwas freundliches für mich hatte, so richtete sie doch in dem abgebrochnen Gespräch, was sich die Säle hindurch hierhin und dorthin wand, manche eigenthümliche Bemerkung, die aus ihrer Seele kam, bei vielen vorübergehenden Berührungen an mich. Und Sie gehen fort von hier, sagte ich ihr, wie ehmals von Rom, indem Sie mir Göthe kaum genannt haben? Damals konnte ich durch seine Werke selbst mir Ihre Sprüche über ihn ergänzen; aber wo finde ich nun ausgeführt, was von Erwartung in mir rege ward, als Sie Ihrer persönlichen Bekanntschaft mit ihm erwähnten? Ich komme, wann Sie wollen vor Ihrer Abreise, aber ich bitte, in der Stunde, die sie unsrem Gespräch bestim-

men, werde sonst Niemand bei Ihnen vorgelassen. Sie lächelte und erwiederte: ist nun aber die Dame, die Sie bei mir trafen, früher angelangt, wahrlich sie reicht mit ihren Principen über Stunden hinaus. Doch kommen Sie morgen; denn sie hat auf morgen Vormittag zwei Philosophen mit neuen Systemen zu sich bestellt.

Unter diesen Tönen, ich fühlte lebendiger wie jemals was ich über ihren Ton gesagt habe, als ich sie auf Bonaparte's Villa sah, kam ich des folgenden Tags in ihr Zimmer, wo ich sie ganz allein und in weiblicher Arbeit fand. Oefters habe ich die Bemerkung gemacht, daß die vorzüglichsten nördlichen Frauen von Bildung, wenn sie in der Gesellschaft trotz aller Anmuth und Freundlichkeit doch mit einer Kälte erscheinen, die manche schöne Regung der Natur zurückhält, nicht weni-

ger tugendhaft, aber rein lieblich und ohne allen fremden Zusatz in ihrer Häuslichkeit und im weißen Negligee des Vormittags sind. Habe ich je etwas gefunden, das ich nach dem verbrauchten Bilde einer weißen Lilie vergleichen könnte, so ist es eine solche deutsche Frau. Die reine Kleidung, das häusliche Geschäft, worin sie ganz befangen scheint, der ihr ganz angeeignete Zustand, wehrt bei dem feinfühlenden Mann jeden Gedanken einer feindselig eindringenden Wollust ab.

Klarer, heitrer, von allem körperlichen Zusatz so rein, sind nie meine Vorstellungen gewesen, als in diesem Gespräch. Wenn ich die Gräfin ansah, nicht mehr eine Stirn, ein Auge, ein Lächeln des Mundes, welche dachten und empfanden, erblickte ich, nein, die Gedanken, die Gefühle selbst. So reich und tief und wahr Göthe sich selbst in seinem

Leben schildert, möchte ich doch behaupten, die transscendentale Wahrheit, mit welcher seine Natur in dem Spiegel dieser Seele erschien, gehe weit über seine eigne Schilderung hinaus. Aber um so weniger kann ich unser Gespräch treu wiederholen. Wenn ich die Feder ansetze, es zu versuchen, ziehen sich meine Vorstellungen scheu zurück: mir ist, als sollte ich Harmonikaklänge durch ein Geräusch betäuben.

Ich hatte Göthe nur einmal gesehn, sagte die Gräfin unter andern, so war ich schon inne geworden, daß beinahe Alles, was man ihm für Unart und Eigensinn auslegt, ein inneres Bangen seiner Natur sei. Die Angst, von welcher das Genie in Verhältnissen, die allen andern Menschen leicht und handlich sind, oft ergriffen wird, und die uns Rousseau so überaus beredt geschildert hat, leidet mein

Lieblingsdichter im Leben unbeschreiblich. Man glaubt es ihm nicht, weil er in vielen Dingen so stark ist, weil er so manches, das andre Menschen wie eine ungeheure Last drückt, leicht handhabt und bewegt. Ist nur ein Mensch gegenwärtig, fast hätte ich gesagt, nur ein Körper, der mit seiner physischen Natur in gar keiner Wahlverwandschaft steht, so ist dadurch sein Genie wie gelähmt. Da er zugleich die menschliche Freiheit stark in sich fühlt, wird er verdrieslich, angstvoll, daß er über diese Lähmung nicht Herr werden kann. Ich gestehe, daß es mich geschmerzt hat, ihn so zu sehen, wenn die Andern über seinen vermeintlichen Hochmuth und seine Eigensucht erbittert waren. Man wird um so leichter über ihn irre geführt, weil er nie sein Herkommen aus einer angesehenen und obrigkeitlichen Familie einer freien Reichsstadt in seiner äußern Haltung verläugnet hat. Das Leben an einem kleinen Ho-

se diente zur Bewahrung dieser reichsbür=gerlichen Feierlichkeit und Repräsentation, ward bei ihm zur Folie derselben." Behält er denn, fragte ich, dieses repräsentative Wesen des Reichsbürgers auch in seiner Freude und Freundlichkeit, auch während der freien Ergießung seiner Natur? und wie sehr muß dann deren geniale Schön=heit durch solche beengende Steifheit lei=den.

Mit nichten, entgegnete die Gräfin rasch, und die flüchtigste Röthe ging über ihr Gesicht, wie bei der Hast holder Frauen in Vertheidigung von etwas, das ihnen sehr lieb ist. Wenn Göthe sich froh seiner Natur überläßt, so ist es wirklich, als wenn die Sonne aufgeht. Vor seinem Licht verschwindet immer mehr alle Schran=ke, und in seinem Auge, seiner Stirn, seinen Zügen, die sich immer mehr erwei=tern, liegt gleichsam das Universum. Den=

noch ist wahr, selbst wenn seine Natur in ihrer heitren Fülle waltete, steckte bisweilen etwas wieder hervor, das mich an den Schultheißen von Frankfurt erinnerte. Mich dünkt, es war in solchen Augenblicken, wo viel Einzelnes in seiner Seele erst zu einem Allgemeinen werden wollte. Aber dann freute ich mich der rechtlichen Menschheit mitten unter seiner dämonischen Gewalt; und wenn er auch des Einzelnen noch nicht ganz habhaft war, dann wol mit der Hand griff, als wollte er Bilder greifen, sehen Sie, dann hat er mich selbst kindlich gerührt. Das scheint mir überhaupt in Göthe's Persönlichkeit wie in seinen Werken die am meisten durchgehende Eigenthümlichkeit, daß man sieht, wie das Einzelne in ihm zum Allgemeinen, und das Allgemeine zum Einzelnen wird. Ich habe ihn einigemal mit Schiller zusammengesehn und ich würde

sagen, durch den Gegensatz dieser Natur hätte ich ihn erst ganz gefaßt, wenn ich nicht schon den Anfang eines Spottes um Ihren Mund sähe. Wie sagte noch unsre philosophische Freundin?

Lachend sagt' ich: die erhabene Sentimentalität Schillers lehrt uns die antike Frische — Gut, gut, fiel sie ein, und doch ist in dieser geschraubten Bemerkung viel Wahrheit. Schiller ist eigentlich ein Denker, und Göthe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen sich das Gespräch verbreitete, immer alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit seinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam; und in meinem Liebling wurde alles, man schuf mit ihm, wenn jener nur gab.

„Man hat mir gleichwol viel von der Freundschaft der beiden Männer gesagt?“

Die war sehr schön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete sich dem andern unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in seinem Freund unendlich größer, wie in ihm sei, wenn er im eigentlichsten Sinn glaubte an die dämonische Gewalt desselben: so trat Göthe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller seine Heimath hatte. Mir schien freilich nicht, daß er eben den Dichter in dem Freunde bewunderte, und am wenigsten den dramatischen. Ich merkte selbst, als ich einst fallen ließ, ob dessen Wallenstein denn etwas Wirkliches, Lebendiges, seine Darstellung ein Werk des dramatischen Genius sei? daß über Göthe's Gesicht ein Erröthen der Ueberraschung ging, ein Ausdruck der gutmüthig fragte, warum man ihm seine geheimsten Ueberzeugungen entlocken wolle? Und so bin ich überzeugt, daß er nicht einmal

seinen Freund nur habe ahnen lassen, wie er über den Dichter Schiller denke. Ueberhaupt ist der zarten Schonung, der Gutmüthigkeit in Göthe weit mehr, als die Menschen glauben, und ich meine, daß in seinem Charakter viel weniger Härte sei, als in Schillers. Doch ist es freilich leichter, keine Härte an sich hervortreten zu lassen, wenn man in Lebensfülle, reicher Wohlbehaglichkeit, und rüstiger Gesundheit blüht, was doch im Ganzen von Göthe gilt, als wenn ein starker Geist seinem Körper, in welchem das Leben untergraben ist, die lebendigste Anstrengung abtrotzen muß. Wie habe ich Schiller leiden gesehn; und wenn sein Auge von den physischen Schmerzen wie erloschen war, brauchte nur irgend eine große Empfindung, ein tiefer Gedanke in ihm aufzukommen, so trat plötzlich ein scharfes Licht in das sanfte Blau seines Blickes,

er hob die eingefallene Brust, das Haupt, eine milde Röthe stieg von den gefurchten Wangen in die sinnige Tiefe der Schläfe, und seine gewölbte Stirn ward strahlend. Diese Stirn konnte ich nie genug betrachten; denn in ihrer untern Hälfte schien mir viel Phantasie zu seyn, und in der obern drängte sich darüber herrschend die Denkkraft hervor.

Als die Gräfin hier inne hielt, wie noch nachsinnend über Schillers Stirn, erwähnte ich gegen sie, daß ich flüchtige Betrachtungen über meine Ansicht der deutschen Litteratur aufgezeichnet hätte, die ich ihr nun mit einiger Zuversicht mittheilen könnte. Alles, was sie mir über die Natur der beiden berühmten Freunde mit soviel Feinheit und Liebe erzählt hätte, bestätige mich in meinen Gedanken über die Eigenthümlichkeit ihrer Geister.

„Und machen Ihre Bemerkungen ein Ganzes aus?"

Wenigstens haben sie einen gemeinschaftlichen Titel, und der heißt: Barbarei der deutschen Litteratur.

Die Gräfin sah mich groß an, fast mit einiger Empfindlichkeit, fast als wollte sie fragen: wie ist doch möglich, da ich kaum zwei Heroen dieser Litteratur, und meine Bekanntschaft mit ihnen als eine meiner höchsten Freuden geschildert habe, von einer Barbarei der Deutschen zu sprechen?

Ich berufe mich auf Sie selbst, fuhr ich fort, ob Sie nicht in diesen Titel mit mir einstimmen, wenn Sie meine Blätter durchsehen wollen.

Fast sollte ich es fürchten, entgegnete sie lächelnd. Aber geben Sie mir diese barbarischen Blätter mit auf das Land; unter den letzten gedrängten Zerstreuungen des Carnevals bin ich nicht unbefangen genug, mich in eine Ansicht zu versetzen, welche der deutschen Litteratur einen sol-

chen Titel zugezogen hat. Mußte ich in Rom Sie darum durch das Lied vom Fischer zu der Poesie Göthe's verlocken, damit Sie in der deutschen Geisterwelt, die er vor allen belebt hat, eine Barbarei entdeckten?

Sie werden mit mir zufrieden seyn, sagte ich zuversichtlich. Deß bin ich so gewiß, daß ich von meinen Blättern keine Abschrift behalte, und doch bitte ich, sie in den Kamin zu werfen, wenn sie Ihr Mißfallen erregen. Soll ich sprechen, wie Ihre neuliche Freundin? In Ihnen ist eine solche natürliche Klassicität, daß Sie nur mit dem Klassischen eine Wahlverwandschaft haben.

Sie lachte, und ich ging mit heimlicher Freude, daß ich meine Blätter ihr in die Hände spielen durfte; denn nun erfuhr sie durch dieselben, ohne daß ich eine Unschicklichkeit beging, welchen tiefen Eindruck ihr erster Anblick, der Ton ihrer Stimme auf mich gemacht hatte. Ihr

dies sagen zu dürfen, war mir so wünschenswerth geworden! Ich konnte mir nicht mehr verbergen, daß ich sie liebte, und nicht blos auf jene geistige Art, die man nicht Leidenschaft nennen darf. In ihrer Gegenwart schwieg freilich jede sinnliche Begier, aber in der Entfernung von ihr regten ihre so eigenthümlichen Reize meine Phantasie auf. Blos sinnliche Schönheit hat nie etwas über mich vermocht. Wenn aber ein schönes weibliches Gemüth, ein zarter weiblicher Geist, sich in holden äußern Formen bewegen, so ist es für den Mann ein unaussprechlicher Genuß, diese Regungen zu verfolgen. Sind nun gar jenes Gemüth und jener Geist so eigenthümlich und genial, daß sie mitunter zum Räthsel werden, und sich selbst genug zu seyn scheinen: so treibt den Mann die unwiderstehlichste Begier, sie sich durch Liebe und Sinnlichkeit anzueignen.

Von ihr fortgerissen zu werden, war ich sehr in Gefahr, und fühlte dies nicht blos durch die Wirkungen der Phantasie in der Entfernung von der Gräfin, sondern bald auch, als ich sie noch einigemal in den Carnevalszirkeln sah, in ihrer Gegenwart, wenn ihre geistige Kraft nicht in freier und voller Thätigkeit seyn durfte.

Eines Abends sagte sie mir bei einem flüchtigen Gespräche: wir sind Freunde durch Göthe, ich habe schon in Ihre Blätter hineingesehn. Sie ging vorüber, da sie dies gesagt hatte. Am andern Morgen eilte ich zu ihr, denn es war zu verführerisch, daß wir Freunde waren. Ich fand sie nicht, und als ich nach ein paar Tagen meinen Besuch wiederholen wollte, war sie abgereiset.

In der Leere, die ich nun empfand, blieb mir immer der kleine Trost, daß meine Blätter in ihren Händen waren, und einen Anlaß zu irgend einer Verbin-

dung zwischen uns auch aus der Ferne hoffen ließen.

Das heftige diplomatische Treiben den folgenden Frühling und Sommer hindurch trug viel dazu bei, daß mir die Leere, seitdem sie nicht mehr in Berlin war, nicht unerträglich wurde. Ich war schon zu alt, zu verwickelt in die Weltgeschäfte, zu sehr gewohnt an politische Theilnahme, als daß eine Leidenschaft mir dieselbe hätte verleiden können, und so verging mir schnell eine Reihe von Monaten unter den Stürmen der Zeit. Nur einmal war ich versucht, und nicht lange nach der Gräfin Abreise, ihr zu schreiben, ohne daß ich die Erlaubniß dazu von ihr hatte. Es war bei der Nachricht von Schillers Tode. Mir war, als hätte sie ihn verloren, als müßte ich ihr meinen Schmerz über einen Trauerfall bezeugen, der sie vor allen traf. Ich fing wirklich den Brief für sie an, und wollte mit den stärksten Ausdrücken meiner

Seele die Zerreißung eines Bandes schildern, das zwei solchen Geistern wie Göthe und Schiller das irrdische Treiben verschönt hatte. Zum Glück fiel mir zu rechter Zeit ein, wie todt mein Gefühl darüber ihr vorkommen müßte, die jene Freunde mit einander hätte walten sehn, und ihr Seyn, ihre Freundschaft in einem so schönen Andenken und Herzen trug. Dazu kam, daß ich ihre Anwesenheit in Berlin für den nächsten Winter hoffte. Allein die Ausrückung des preußischen Heers in das Feld brachte Fügungen mit, wodurch dieselbe verhindert wurde.

Es ist bekannt genug, wie das Verhältniß Preußens zu Frankreich nach dem Frieden von Preßburg wurde. Da jenes nicht rasch genug in den Kampf mit dem letztern gegangen war, suchte es von der ihm selbst verhaßten Verbindung mit demselben den eigennützigsten Vortheil zu ziehn.

Aber ich kann versichern, daß Haugwitz selbst dem König wiederholt äußerte, man dürfe sich schlechterdings nicht auf Frankreich verlassen. Es geschah ihm fortdauernd Unrecht, wenn man ihn für einen Anhänger des französischen Interesse hielt; doch die öffentliche Stimme ward immer lauter und entschiedener wider ihn.

Ich frage mich selbst bei dieser Aeußerung, was damals in Preußen die öffentliche Stimme hieß, und finde die Beantwortung sehr schwierig.

Man hat oft gesagt, daß in die französische Armee ein Schwindelgeist, auch Ideen wahrer Freiheit kamen, weil sie sich in Nordamerika geschlagen hatte. Die preußische war voll wilder Gährung geworden, weil sie aus dem Felde zurückkam, ohne sich geschlagen zu haben. Offenbar hatte Friedrichs Zeitalter in sie, wie in das preußische Volk überhaupt einen Schwung gebracht, der seine bewegende

Kraft theils in der Persönlichkeit eines großen Königs, theils in dem Gefühl hatte, durch welche Anstrengung der glückliche Erfolg erzwungen sei. Da jene Persönlichkeit nicht mehr hinriß, da die Schwingungen von dieser Anstrengung sich allmählig verloren, woher sollte da einem Volke ohne öffentliches Leben, ohne die tägliche Aufregung, die von der politischen Verfassung herrühren kann, eine Fortdauer seines ächten Schwunges kommen? Ein Stolz, der wie auf Ahnen trotzt, mußte statt desselben einreißen, und bei der Armee um so mehr, da Friedrich der Zweite ihren Geist vorzüglich auf das Ehrgefühl gepfropft hatte, was den Offizieren als einem Stande von adelicher Herkunft eigen seyn sollte. Diese hielten fest daran, und was ihre Ahnen im siebenjährigen Krieg Glänzendes vollbracht hatten, legten sie sich, den thatenlosen Enkeln, als

ein Familieneigenthum bei. Dies, und so ihre Anmaßungen, die daher entstanden, als ihre wirklichen Vorrechte, waren im schroffen Widerstreite mit dem Geiste der Zeit, der in den letzten Jahrzehnten die Oberhand erhielt. Als Offiziere aus Friedrichs Heldenzeit, wie sie sich nahmen, ohne es zu seyn, als Edelleute, waren sie empört über den aufkommenden neuen Waffenruhm der Franzosen. Sie schrieben sich zu, was in dem kurzen Kampf der Preußen mit dem französischen Volk in der ersten Zeit der Revolution Glänzendes geschehn war, und daß das Resultat dieses Kampfes keineswegs den Ruhm der preußischen Waffen hob, ward auf ungeschickte Anführung, und am liebsten auf fremde Mächte geschoben. Träte Preußen, meinten sie, nur einmal allein in die Schranken wider Frankreich, so würde sich schon die obsiegende Gewalt der adelichen Waffen und der Kriegsschule Friedrichs des Großen wider

die französischen Bürgerheere zeigen. Dabei ließ man natürlich ganz aus der Acht, ob in dem preußischen gemeinen Krieger auch noch ein Schwung sei? oder ob es denn irgend etwas gebe, was ihn von neuem in Schwung bringen könne? Sicherlich waren es nur Person und Thaten des großen Königs gewesen, was in das gemeine Kriegsvolk Begeisterung gebracht hatte. Ich weiß wohl, daß die Erinnerung von dergleichen bei dem gemeinen Mann lange wirksam bleibt, und die Regierungen sollten unermüdlich durch die Volkserziehung dahin trachten, diese Wirksamkeit immer zu erfrischen und zu verstärken. Aber solche Erinnerung allein ist nicht im Stande, das Volk in Schwung zu bringen; ist in der Hinsicht nicht einmal dem Ahnengeist des Adels zu vergleichen, welchem sie sonst ähnlich sieht; denn die Gewalt von diesem ist doch koncentrirter, und soll bei gebildeteren Men=

schen ihre Wirkung äußern. Am meisten konnte man, um die preußischen Soldaten in Harnisch zu bringen, auf ihren Haß und ihre Verachtung der Franzosen rechnen; und gleichwol waren auch diese Antriebe eingeschlummert, da von den neuen bürgerlichen Einrichtungen Frankreichs, von den innern Verhältnissen seines Kriegerstandes, seinen neuen Waffenthaten, viele lockende Kunde unter das preußische Kriegsvolk gekommen war. Es stand dadurch in Opposition gegen den Geist seiner Offiziere, was schlechterdings bei einem Kriege wider Frankreich zu verderblichen Resultaten führen mußte.

Allein die Gesinnung der gemeinen Krieger gehörte nicht zu der öffentlichen Stimme in Preußen; denn wie sollte sie sich dort als solche erheben, wo in keiner Konstitution ein gesetzliches Organ für sie war, und zugleich stiller Gehorsam noch allgemein durch das Volk ging. Um so

anmaßlicher machte sich aber die Stimmung der Offiziere zur öffentlichen Stimme, was leichter gelang, weil sie in den Offizieren vorzüglich der Gens d'armes, doch auch der Garde du Corps gleichsam Repräsentanten ihes Ahnengeistes, wie ich ihn kaum beschrieb, in den Residenzen zu Berlin und Potsdam hatten. Ein solches Gemisch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühn um Eleganz des Benehmens und lautem, tobendem Wesen, wie in jenen Offizieren, läßt sich nicht beschreiben, muß man gesehen haben. Ihre Hauptlosung war Nichtachtung des Bürgerstandes, ein schönes Pferd ging ihnen über den vorzüglichsten Menschen und mit den Franzosen meinten sie leichtes Spiel zu haben, weil ihre Offiziere keine Edelleute und schlechte Reiter wären.

So sehr der König das Militärwesen liebt, und sich auch damals gern als das Haupt der Armee betrachtete, hatte seine

Art doch mit jenem Offiziersgeiste keine Gemeinschaft. Alles Laute, Glänzende, Ruhmredige ist ihm äußerst zuwider, auf nichts ist er eitel, und am wenigsten bildet er sich auf Thaten und Ruhm seiner Vorfahren etwas ein. Für jene öffentliche Stimme der Offiziere konnte er also keineswegs das Ideal eines Kriegshelden seyn; und wenn ihm dies sicher nicht zur Unehre gereichte, so hatte es doch einigen Nachtheil, weil er zu gütig war, um jede daher entstehende Anmaßung sogleich niederzuschlagen.

Dagegen fand sich ein Prinz im königlichen Hause, der gleichsam ein idealischer Repräsentant jener Offiziere war, die sich als Repräsentanten des preußischen Offiziergeistes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit; mit glänzenden Eigenschaften so ausgestattet, als um sie bemüht; stolzer auf seine Persönlichkeit als auf seinen Rang, und gleichwol sehr stolz, ein Prinz

von Preußen zu seyn; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die schöne Kunst, die das glänzende Leben am meisten anspricht, die Musik; der Liebe stets ergeben und die Wollust höher achtend, als Reinheit der Sitten; freigebig und selbst großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegswissenschaft, und gegen das neue Franzosenwesen, gegen den nicht fürstlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung so voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gensd'armesoffiziere, und welche ihnen glichen, mit vollstem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußischen Offiziers.

Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteste Tonangeber; und zu ihm gesellten sich verschiedenartige Elemente der Gesellschaft in Berlin, die alle den Haß wider

die französische Regierung zum Attractions-punkt hatten. Unter jungen Militärs war dort auch der berühmte Historiker Johann von Müller zu finden. Welche Rolle er in der Barbarei der deutschen Litteratur spielt, darf ich wol erinnern, weil ich hinzufügen muß, daß ich mit meiner physiognomischen Kunst, das äußere Wesen von Autoren mir aus ihren Werken vorzubilden, bei ihm nicht gut berathen gewesen bin. Geschmacklos und ohne gewandte Sitte dachte ich ihn mir freilich auch seiner Gestalt, seinen Manieren nach; aber von starken und kräftigen Gesichtszügen, von schwerfälligem und etwas riesenhaftem Bau. Steif mogte er in der Gesellschaft seyn, doch schrieb ich ihm zugleich eine imponirende und würdevolle Haltung zu, und seine Stimme mogte gebrochen, rauh klingen, ich erwartete doch zugleich von ihr so etwas, das aus den Alpen tönte. Wie betrog ich mich!

Ein kleiner, immer beweglicher Mann, mit verfließender undeutlicher Stimme, nur halb ausgebildeten Gesichtszügen, der sich mit hastiger Schwäche an die Großen drängte, ein schlechtes Französisch übel aussprach, das Deutsche mit französischen Phrasen durchwebte, unaufhörlich: oui, oui! rief, so war der schweizerische Geschichtschreiber, wie ich ihn in einer Gesellschaft bei Louis Ferdinand sah. Er ließ sich die unanständigsten Späße von diesem Prinzen gefallen. Dennoch war in ihm etwas mir Unerklärliches, wodurch er mich anzog; warum es mir wehe that, daß ich ihn so fand, und darum besuchte ich ihn mehr als einmal. Ich kann nicht sagen, daß ich einen Gedanken, einen Witz von ihm gehört hätte, wodurch ich reicher geworden, er war zu sehr ein Instrument, auf dem man spielte; aber im einsamen Gespräch hatte er doch viel Anmuthiges, ja Rührendes. Dieser Schwei=

zer, an dessen Wort man nach dem Ausdruck eines Dichters, der sich wenig auf das eigenthümliche Menschenwesen versteht, sogleich den Starken erkennen soll, wie den Adler an der Klaue, kam mir in seinen guten Stunden wie ein Alpenhirt vor. An Geschichtskenntnissen auch im Gespräch überaus reich, an historischen Anekdoten mit der genauesten Chronologie, sagte er doch nie Etwas, wodurch ein überraschendes Licht aufging. Einverstanden mit ihm in dem Haß wider das französische System, welchen mir das Interesse meines Hofes ohnedies anempfahl, konnte ich doch zu seinem Hasse so wenig Vertrauen fassen, daß ich nie denselben irgend für politische Beziehungen zu brauchen wagte. Er war nicht in seiner Natur gewurzelt, nur aus Verhältnissen, Eindrücken, gewissen historischen Maximen entsprungen; und ich gestand mir, wie Müller seine Maximen wol so wenden, und durch andre

Eindrücke, Verhältnisse wol dahin gelangen könnte, ein Anbeter Napoleons zu werden, wie er nun Spötter über ihn war.

Sowol bei ihm, als in diplomatischen Cirkeln, sah ich einen andern Historiker, den schon beurtheilten Woltmann, dessen feierliche Haltung, Zurückgezogenheit, starker Körper und ganzer Ausdruck mich an das Bild erinnerten, was ich mir eben von dem Verfasser der Schweizerhistorie nach seinem Buche gemacht hatte. Er galt für einen Bewunderer des französischen Kaisers, doch hörte ich wol von einem Befremden der französischen Gesandschaft, daß er alle Verbindung mit ihr fast zu meiden schiene, und einige der vorzüglichsten preußischen Geschäftsmänner bauten sehr auf seine deutsche Vaterlandsliebe. Ich fand keine Gelegenheit, seine Verschlossenheit aufzuschließen, und kann weder über seine politischen

Grundsätze, noch darüber urtheilen, wie die Eleganz, die mich aus seinem Styl und seinen Gedanken ansprach, mit seiner weiteren Natur zusammenhängt. Die feine Welt nannte ihn bizarr, und verzieh ihm die Bewunderung Napoleons wie eine Bizarrerie.

Ihn sah ich niemals in den Cirkeln bei Louis Ferdinand; aber wol einen andern Historiker, Ancillon. Dieser schien mir, wie sein Werk über die neuere europäische Geschichte, gleichsam ein Guß von französischer und priesterlicher Eleganzwürde und deutschen Humanitätsideen. Napoleon war ihm ein widriger Mann, über dessen Geschmacklosigkeit und Sitten er eben so urtheilte, wie über die Gemeinheit, die er an Luther wahrzunehmen glaubte. Ich kenne den letzten wenig, obgleich ich bei meinem Studium der neueren deutschen Litteratur gefühlt habe, daß ich seine Sprache als die Quelle

des guten deutschen Styls fleißig erforschen sollte. Die soldatische Baarheit in Napoleon hat mir natürlich eben so wenig gefallen können, als die mönchische an Luther, und in der Art wie sie ihre Gegner behandeln, scheinen mir Beide wirklich eine große Aehnlichkeit zu haben; aber ich gestehe, immer erregte mir die Vorstellung Lachen, daß von der erschütternden Derbheit Beider, wovon die Welt Risse bekam, auch der Konditorguß von Ancillons Bildung und Natur zu ihrer Erbitterung hatte Risse bekommen müssen.

Der Ton, welchen ein königlicher Prinz wie Louis Ferdinand, ein Schwarm glänzender Offiziere aus den vornehmsten Geschlechtern der Monarchie, und zwei Historiker, wie Müller und Ancillon, die das Organ der Gelehrsamkeit in der vornehmeren Welt waren, angegeben hatten und unterhielten, fand natürlich in jener den größten Beifall, zumal da er solche

Grundsätze, Meinungen und Ansichten vorbrachte, welche ihrem Gefühl und Interesse überaus schmeichelten. Die jungen vornehmen Damen faßten ihn, wie billig, am lebhaftesten auf, und nach dem Wiederhall, der von ihnen ausging, durfte nun Niemand mehr zweifeln, daß dieser Ton die öffentliche Stimme sei.

Man bemühte sich eifrig, die Königin für denselben zu gewinnen, daß sie in den lautesten Haß wider die französische Regierung und für den Krieg einstimmen sollte. Ihre Ansicht und Denkart entsprachen freilich einer solchen Aufforderung; aber theils war ihre Seele überhaupt zu harmlos und zu wohlwollend, als daß sie gern laut einen Haß kund gab, theils mußte sie ihren Gemahl berücksichtigen, der still und in sich verschlossen keine Zeichen von Erbitterung wider Frankreich blicken ließ, wiewol er vor allen zu solchem Grimm Ursache hatte. Der schweizerische

Geschichtschreiber war einer von den Boten, welche die königliche Frau für den Krieg stimmen sollten; in der glühendsten Mittagshitze strebte er nach Charlottenburg wiederholt hinaus, um wenigstens mittelst ihres Bruders ihren Haß wider den französischen Kaiser mehr zu entzünden; allein der Erbprinz von Strelitz war von eben so gütigem, heiterem, über das Bittere des Lebens leicht hinweggehendem Temperamente, wie seine königliche Schwester; und so gelang nicht und mißlang nicht, sie zum eigentlichen Haupt der schönen Welt, die Napoleon haßte, zu machen. Sie ward es, als dieser sie dafür nahm, und sich deshalb mit Bitterkeit über sie ausließ. Eigentlich konnte man, wie Prinz Louis Ferdinand der Anführer der Offiziere und der genannten Litteratoren war, welche den Krieg wider den französischen Kaiser wollten, seine Schwester, die Prinzessin

Louise Radzivil als die Seele des weiblichen Hasses in Preußen wider Napoleon betrachten. Obgleich sie, wenn es auf Befriedigung der Triebe des Herzens und der Ansichten ihres Geistes ankam, sich über die Rücksichten des Stolzes hinwegsetzte, was ihre Vermählung mit dem Prinzen Radzivil beweiset, hat sie doch das tiefste Gefühl für Ruhm und Glanz ihres Hauses. Sie schien mir weniger wohlwollend und rascher empfindlich als die Königin, aber vielseitiger gebildet, durch sich selbst bestimmter und die Eindrücke stärker in sich verarbeitend. Eine so hochfahrende Natur, wie der französische Kaiser, welche mit ihrem Genie alle Formen der Haltung zerbricht, mußte an sich einer so gehaltenen Prinzessin zuwider seyn, und verächtlich erscheinen, weil sie nach ihrem Standpunkte sein Benehmen nur seiner dunklen Herkunft, nicht einem unbezwungenen Drange des Genius bei-

messen konnte. Was sie empfand, blieb nicht harmlos in ihr, wie in der Königin, sondern ging sogleich in That über; und gewiß war sie die thätigste von allen preußischen Damen, durch Intrigue zum Krieg wider Frankreich anzufeuern.

Schwerlich nahm die Prinzessin Wilhelm von Preußen, eine geborne hessen-homburgische Fürstin, an solcher Intrigue Theil, wiewol sie den Haß wider die neuen französischen Machthaber, auch die Verachtung wider dieselben theilte. Ich habe keine andre gekannt, welche so sehr als deutsche Fürstin das französische Wesen gering nahm. Ihrer Seele ist im eigentlichsten Sinn das Franzosenthum zuwider, und sie stand gegen dasselbe ungefähr so da, wie Velleda gegen das Römerthum.

Wo man Frauen und vorzüglich Fräulein der vornehmen berliner Welt über

den Hof von St. Cloud sich lebhaft äusſern hörte, konnte man gewöhnlich unterſcheiden, ob ihr Ton aus dem Cirkel der Prinzeſſin Wilhelm, oder der Prinzeſſin Radzivil angegeben war. Die jenen führten, ſprachen mit einem gewiſſen innern Schauder von dem Kaiſer Napoleon, und nahmen ihn wie ein Weſen, vor welchem alles Heilige und Reine auf der Welt vergehen müße; einen Spott über ihn, ſeine Umgebungen, ſeine Einrichtungen hörte man kaum von ihnen; ſie wollten ihn nur im Namen der Tugend befehden. Diejenigen Damen dagegen, in welchen der Ton der Prinzeſſin Louiſe nachklang, wußten der Stachelreden, des verachtenden Witzes, der höhniſchen Anekdoten nicht genug über den barſchen Emporkömmling in Frankreich, der ſich Kaiſer nannt, zuſammenzutragen. Mehr oder weniger ſtimmte auch das weibliche Geſchlecht der min=

der vornehmen Welt in eine von diesen Sprachen über Napoleon ein.

Ueberhaupt waren die preußischen Frauen fast ohne Ausnahme für den Krieg wider Frankreich entschieden; von den Männern aber und besonders den achtungswerthesten Geschäftsmännern stimmten viele dagegen, indem sie besonnen und klug das neue bürgerliche und kriegerische Wesen Frankreichs mit den Formen des preußischen Staats und Militärs verglichen. Sie wußten recht gut, daß der Geist Friedrichs des Zweiten abgeschieden sei, und alles, was er straff und rüstig erhielt, jetzt nur noch äußerlich streng war. Darum sahen sie ungern, daß das preußische Wesen angerührt werden sollte: der Geist der Zeit durfte es nicht antasten, sein Luftzug durfte nicht an dasselbe kommen, wenn es nicht, so kräftig es der Welt schien, in Staub zerfallen sollte.

Dergleichen Männer sprechen niemals laut, und so ward ihre Stimme wenig beachtet gegen diejenigen Gesinnungen, die sich als die öffentliche Stimme geltend zu machen wußten. Doch muß ich hier hinzusetzen, daß der eigentliche Held derselben, Prinz Louis Ferdinand nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Offiziere in den Krieg gingen, besessen war. Nur zwei Dinge waren ihm gewiß, daß er sich auf jeden Fall auszeichnen wolle, und aus diesem Krieg nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er ins Feld zog, sein letztes Vermächtniß aufzeichnen und sorgte für das künftige Schicksal seiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz schien er aus der Acht zu lassen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, seine Person allein nicht hinreichend war. Obgleich bestimmt, die Avantgarde des großen preußischen Heeres zu befehligen,

dachte er an keine Einrichtung einer Kanzlei, einer förmlichen Adjudantur, einer Vorbereitung in örtlichen Kenntnissen von dem Schauplatz, wo man kriegerisch auftreten wollte. Ebenso unplanmäßig muß er im Felde selbst fortgewirthschaftet haben; und wenn gleich sein Tod seine persönliche Tapferkeit auszeichnet, so ist er zugleich ein Beweis von der gänzlichen Zwecklosigkeit in seinem Wesen und Treiben. Nie hat sich ein talentvoller und heldenmäßig gesinnter Prinz so durchaus unnütz aufgeopfert, wie er. Auch diejenigen Offiziere, deren Ideal er gewesen, hatten davon ein Gefühl, und darum machte sein Tod nicht einmal soviel Eindruck, daß der ritterliche Schwung in der Armee dadurch höher gestiegen wäre.

In der Hauptstadt selbst ward die Wehmuth, die sich hie und da über seinen Untergang äußerte, zuerst durch den Jubelruf verdrängt; Soult ist geschlagen!

ward dann übertäubt durch die Schreckensnachricht von dem Tage bei Jena. Unter den Bewegungen, welche die entsetzliche Niederlage des preußischen Stolzes und Ruhmes veranlaßte, nahm ich bei dem Civil und dem Bürgerstande vielfach Freude wahr, daß der Dünkel des Kriegerstandes auf eine so hohnsprechende Weise bestraft worden. Schon damals brachte mir die Anschauung selbst die Ueberzeugung, daß für Preußen keine Rettung seyn werde, als bis sein Kriegerstand sich in die Volksmasse verlöre, und aus ihr wieder auflebte, ohne je wieder ein solcher Stand zu werden.

Gouverneur von Berlin war in dieser Zeit der Entscheidung und Gefahr ein alter Staatsminister, Graf Schulenburg. Er war in seiner Jugend von Friedrich dem Großen aus dem Militär zur Staatsverwaltung herübergenommen, doch gleichwol, immer und immer die Fe-

der regierend, und bei der Schreibseligkeit in den alten Administrationsformen vorzüglich als Finanzminister nur ein unsägliches Heer von Federn kommandirend, im Heere bis zum General der Kavallerie emporgestiegen. Als solcher liebte er den Kanonendonner ebenso wenig, wie die Ideen als Minister. Jetzt in der Noth that er, der alles Geniale haßte, und dem ein preußischer Offizier, der ausschied, weil er das seelenlose Einerlei des Soldatenstandes nicht ertragen konnte, ein Greuel war, sich mit einem solchen Genie zusammen. Ich habe dessen Namen, glaub' ich, nie gewußt; er hatte viele Romane, Schauspiele, auch über die Kriegswissenschaften geschrieben, und sein derber Witz über den preußischen Soldatenstand ergötzte mitunter die Schadenfreude der fremden Diplomatiker. Dieser Poet und Kriegskünstler entwarf dem alten Gouverneur einen Plan zur Vertheidigung Berlins, der eine große bereite

Kriegsmacht voraussetzte. Allerdings hätte sie sich aus den schnell fliehenden Schaaren sammeln können, wenn die französische Hurtigkeit nicht noch die eiligste Flucht überflügelt hätte. Eine unbeschreibliche Muthlosigkeit ergriff plötzlich Alles im Preußischen, und selbst vorzügliche Individuen unter dem Militär hatten Kopf und Herz verloren. Die große Kriegsmaschine, in der sie alle erzogen waren, lag zersplittert, und sie wußten nicht in freier Bewegung ihre Kräfte anzuwenden. Wer wollte da dem Büreaugeneral Schulenburg verargen, daß er seine Truppen, größtentheis Invaliden zusammennahm, und vor Annäherung der Franzosen an der Spitze seiner bewaffneten Macht mit klingendem Spiel auszog, und, wenn ich nicht irre, als General der Kavallerie Schillers Reuterlied spielen ließ: „im Felde da ist der Mann noch was werth, da wird das Herz noch gewogen!“

Es waren unbeschreiblich heitre Herbsttage. Durch die lichten breiten Straßen schlichen hie und da gedrückte Leute, eilten andre mit banglicher Hast; auf wenigen Punkten war dieses gedrückte Seyn, diese Hast, wie in Massen zusammen, und machten da noch einen trostloseren Anblick, als die Oede der andern Gegenden. Schulenburg hatte seinen Schwiegersohn den Fürsten Hatzfeldt den Berlinern zum Trost als Gouverneur hinterlassen, welcher der Mittelpunkt des muthlosen Gedränges wurde.

Ich ging gern des Abends, verloren in Betrachtungen über die Zeit Friedrichs des Großen und sein zertrümmertes Werk, in den stillen, menschenleeren Straßen. Aus den wehmüthigsten Gedanken weckte mich da das Vorüberfliegen eines Sechsgespanns; die fliehende Königin war's. Ich fühlte, was sie in diesem Augenblick litt, als sie auf eine kurze Weile in die Gemä-

cher des freundlichen Hauses zurückgekehrt war, wo sie bisher in allem Segen des Friedens und häuslicher Liebe nur die heitere Seite eines königlichen Daseyns gekannt hatte. Mich ahndete schon, daß ihre Tage nie wieder hell seyn würden; denn zu Seelen, welche zur Heiterkeit und Liebe geschaffen sind, kehret das Glück selten wieder, wenn es nach langer Gunst sie einmal verlassen hat.

An demselben Abend, indem ich immer wehmüthiger gestimmt unter den Linden auf und niedergehe, hält in der Ferne ein Reisewagen vor dem Hause still, wo die Gräfin Rosamunde gewohnt hatte. Eine Gestalt tritt heraus, ich erkannte sie trotz dem Dämmerlichte des Mondes, nur ihre Gestalt war zugleich so schlank und majestätisch. Ich eilte hinzu, doch ehe ich bei der Wohnung ankam, rollte der Wagen in das Hofthor, und so dieses, als die Hausthür wurden den Augenblick dar-

auf verschlossen. So blieb ich doch ungewiß, ob sie wirklich wieder in Berlin sei. Als ich am folgenden Vormittag hineilte, kam mir schon ihr Kammerdiener entgegen. Mein Besuch ward angenommen, wiewol es noch früh war.

Freundlicher, vertrauter, als jemals, als ich nach so langer Trennung hoffen durfte, empfing sie mich. So große Verhältnisse, sagte sie, hat auf einmal der Sturm gelöset; wie sollte die kleine Sitte der Etikette gegen ihn bestehn? Ihr Besuch ist mir nicht zu frühe, lieber Baron.

Nach den ersten Ausdrücken meiner Freude, sie wieder zu sehn, war ich schwach genug, zunächst an mein Manuskript über die Barbarei der deutschen Litteratur zu denken. Ich hatte ja so oft hin und hergesonnen, wie sie das Ganze, wie dieses und jenes Urtheil aufnehmen müße. Allein ehe die Frage darnach über meine Lippen kam, sagte sie: die Königin ist

vor mir hergeflohen. Als ich mich zur Flucht in den Wagen warf, sprengten schon französische Jäger auf mein Gut, und fragten, ob wir nicht wüßten, welchen Weg sie eingeschlagen habe. Ich hörte aus ihren Reden, daß Napoleon die liebevollste und friedlichste Frau der Welt die Furie des Kriegs gescholten.

So unwürdig dies auch nach meinem Geschmack war und so gar nicht mir überhaupt anstehen konnte, daß Napoleon den Ton der Leidenschaft und der Nichthaltung in die öffentlichen Geschäfte brachte, oder vielmehr das revolutionäre Unwesen der Art mit seinem Genie ausstattete; so wenig auch mein Bild von der Königin sich irgend mit der Vorstellung reimte, welche er nach einseitigen Berichten seines Gesandten, der in deutschen Frauen nur intriguante französische Weiber sah, von ihr aufgefaßt hatte: überraschte mich doch die Bewegung, mit welcher die Gräfin mir

solche Mißhandlung der Königin erzählte. Thränen standen ihr dabei in den Augen, eine zürnende Röthe ging nicht über ihr Gesicht, sondern durchfloß im eigentlichsten Sinn ihr ganzes Antlitz, selbst ihren schlanken Hals und ihre Brust, soweit ich sie sah. In ihren Armen war eine muskelhafte Bewegung. Sie war in diesem Augenblick wie eine Heldin, welche in der Königin das Frauenwesen wider den gewaltigsten Mann vertheidigte. Diese Leidenschaftlichkeit paßte durchaus nicht in das Bild, welches ich bisher von ihr hatte; aber machte auf mich einen so tieferen Eindruck, weil sie mir einen neuen Blick in den ächtweiblichen Reichthum ihrer Natur thun ließ, und weil ich ohnehin nicht leiden kann, wenn deutsche Frauen sich eine Bewunderung Napoleons herausnehmen. Er hat ihrem Vaterlande, ihren Vätern und Männern und Brüdern soviel Herzleid zugefügt und Verachtung bewie-

sen, daß dem deutschen Weibe nicht mehr geziemt, von dem gigantischen Schwunge seiner Thaten und Ideen ergriffen zu werden. Das Gebietende in ihm ist freilich geeignet, das Weib zu rühren, weil es die Männer beugt, vor welchen es sich beugen muß; doch mögt' ich glauben, daß nach diesem Zuge besonders nur die brittische Frau an ihm Theil nehmen könnte: die deutsche gefällt sich zu sehr in häuslicher Achtung gegen die Männer ihrer nächsten Umgebung, als daß irgend eine Größe, welche die in ihrem Kreis einmal Sitte gewordenen Gefühle stört, bei ihr etwas anderes, als Haß und Widerwillen erwecken könnte. Auch zieht sie, so gar nicht an ein öffentliches Leben gewöhnt, sich zart und scheu vor dem kühnen Frevel in Napoleon zurück. Nur wenn sie ihn persönlich kennt, würde ich ihr eine Neigung für seine Natur verzeihen. Im Gespräch weiß er durch eine Fülle von klei-

Lücken zwischen seinen kühnen Gedanken auszufüllen, und ein gewisses Spiel der Wohlredenheit um seinen Mund versöhnt, oder macht gleichsam vertraut mit dem Ungeheuren in seinem Kinn, dem starren oder zurückgezogenen Leben in seinen übrigen Gesichtszügen. In seinen Thaten, dem System was er verfolgt, in seinem politischen Beginnen ist von solcher Anmuth und Lieblichkeit gar nichts zu entdecken; und darum müßen Frauen, welche ihn nicht persönlich kennen, ihn wie ein böses Ungethüm mit Riesenkräften, wie sie in den Zaubermährchen vorkommen, scheuen und hassen, wenn sie sich nicht gewöhnen, ihn mit vornehmer Nichtigkeit zu bespötteln.

Diese Gedanken und Bemerkungen über Napoleon waren es ungefähr, welche die Gräfin und ich gegeneinander austauschten. Einen tiefen Eindruck machte

auf sie, was ich über die Persönlichkeit des Kaisers im Gespräch, gesagt hatte; denn wer verstand, wie sie, eine bedeutende Persönlichkeit an Männern aufzufassen? Was Sie mir über ihn sagen, äußerte sie, könnte mich begierig machen, mit ihm einmal zu reden, wenn mich bei dem Gedanken an ihn nicht sogleich eine unwiderstehliche Angst befiele. Die Luft in Deutschland drückt mich, seitdem er sich auf dasselbe gelagert hat. Es würde mir nicht möglich seyn, in einer Stadt zu verweilen, deren Mauern auch ihn umschlößen; und nun gar, wenn das Volk der Franzosen um ihn herumschnatterte. Das hat mir an Göthe so sehr mißfallen, daß er der französischen Art und Weise gar nicht gram ist, daß er die Franzosen sogar sehr liebenswürdig finden kann. In seiner Kindheit hat er schon mit französischen Schauspielern gelebt, am französischen Theater hat sich zuerst seine dramatische

Kunst erzogen, und darum hat Shakspeare sein Wohlgefallen an Französirung der Dinge nicht ganz wegstürmen —

Und, fiel ich fragend ein, die eiserne Hand des Ritters von Berlichingen es nicht an ihm abschlagen können? Schöne Freundin, ein Diplomatiker darf die Französirung nicht hassen, wie Sie. Sonst käme er in Galle um bei seinem Geschäft, welches ganz von den Franzosen ausging, und den Stempel seines Ursprungs am meisten darin trägt, daß die Manier bei ihm mehr bedeutet, als Wesen und Inhalt.

Nachdem wir noch eine Zeitlang über die Ereignisse des Tages gesprochen, und die helle Ruhe, welche das eigentliche Element Rosamundens war, bei ihr wieder überhand genommen und ihre Gedanken von den Franzosen abgewandt hätte, erwähnte sie zuerst meiner Blätter über die

Barbarei der deutschen Litteratur. Ihre Urtheile sind scharf, sagte sie, und wären gerecht, wenn nur nach idealen Sätzen geurtheilt würde.

Wie so? fiel ich ein, heißt das nicht nach einem klassischen Geschmacke? „Mit nichten, entgegnete sie. Ich hätte nicht gemißbilligt, wenn Sie nach idealen Sätzen ein strenges Gericht über die deutsche Litteratur ergehen ließen; aber daß es nach dem Maaßstabe des klassischen Geschmacks geschah, ist eine Ungerechtigkeit gegen unser Vaterland. Die Kräfte des deutschen Geistes sind gar nicht bestimmt, sich ineinander, wie in eine Gesammtheit zu verlieren und sich durch einander zu einem bestimmten nationalen Geschmack auszubilden. In unserer Litteratur, wie in unsrem ganzen politischen und bürgerlichen Seyn, sollen wir nur durch Liebe zu Ideen, durch eine Sprache, in welcher wir uns einander verständlich sind, auch wol mit

einander geistig ergötzen können, durch einige gemeinschaftliche Züge des Gemüths, vor allen Treue und Billigkeit, und durch ein so schlaffes politisches Band, daß sich alle Staaten, die es umschlingt, wie unabhängig fühlen, so weit vereinigt werden, als erforderlich ist, daß wir nicht ganz in der Nationalität auseinander fallen. Der Deutsche ist eigentlich gar nicht bestimmt, ein Deutscher zu werden, sondern nur soviel nationale Hülle um sich zu haben, als nöthig ist, daß sich der individuelle Mensch in ihm entwickle. Dies ist ganz etwas andres, wie das individuelle Volk, welches zu seyn Griechen und Römer die Bestimmung hatten, Franzosen und Britten und viele andre die Bestimmung haben. Es ist aber auch ganz was andres, als daß wir alle mit einem menschlichen Antlitz die Menschheit in uns entwickeln sollen. Diese Bestimmung haben selbst die Franzosen eben so gut, als wie

die Deutschen. Daß bei uns die Individualität, welche jeder als Mensch hat, sich so bestimmt entwickeln soll als sein ganzes Individuum, wie andre Völker als eine ganze Volksgesammtheit, sehen Sie, mein Freund, dadurch sind wir von allen Nationen streng geschieden, und mich dünkt, über alle erhoben.

Der Ton ihrer Stimme war hier halb behauptend, halb fragend. Sie hielt inne und sah mich einigermaßen auffordernd an, ihren Gedanken beizustimmen. Ich konnte es nicht, weil ich davon zu sehr überrascht war, ich fühlte nur, daß ihr tiefer und zarter weiblicher Sinn inniger in das Eigenthümliche eindringe, als ich, und ihre Person beschäftigte mich zu sehr, als daß ich ihre Gedanken hinreichend hätte prüfen können. Eben wenn sie dachte, ward sie unaussprechlich schön, und das krystallene Licht, welches zuerst in ihre Schläfe trat, sich über ihr ganzes

Gesicht, fast hätte ich gesagt, ihre ganze Gestalt verbreitete, hatte alles Liebliche, was der Norden nur haben kann. Sonderbar genug entdeckte ich diesmal an mir, daß eben durch die Anstrengung zu denken, auch meine Sinnlichkeit in einem hohen Grade erregt wurde. Sie trug ein Reisekleid von schwarzer Seide, das eng anschloß und nur einen schmalen Streif vom Halse blicken ließ; auf einer weißen dichten Krause ruhte ihr Haupt mit dem Morgenhäubchen, indem sie dachte; ihre Töne reihten sich perlenmäßig an einander, und die deutsche Sprache hatte sie so in ihrer Gewalt, daß sie mit ihrem vom Verstande selbst vertheilten Athem auch verwickelte und lange Perioden, die im Deutschen schwerer, wie in irgend einer andern Zunge sind, vollkommen und ohne Zwang umfaßte. Man sah die Gedanken wie im schöngeordneten Tanz oder Chor dahin schreiten; und wenn sich dann mit dem Steigen und Fallen der Periode

unter der fest anschließenden Seide ihr Busen bewegte, ihre schlanken Arme sich ein wenig hoben, wahrlich, bei allem Interesse, das ich an ihrem Denken, an der Kritik hegte, welche sie über mein geliebtes Manuskript verhängte, ich hätte gern allen Fehl in der deutschen Litteratur als Tugend bestehen lassen, wenn ich die Denkerin nur ein einzigesmal hätte umschlingen dürfen.

Nehmen Sie aus diesem Gesichtspunkt, fuhr sie fort, die deutsche Litteratur, und sie wird Ihnen in ihrer Wahrheit, in ihrer Größe erscheinen. Da finden Sie eine Menge Geister, die größtentheils unbekümmert um einander und um das deutsche Volk nur streben, das menschliche Individuum in sich zu empfinden und laut werden zu lassen, auszubilden, und zugleich darzustellen, fremder Individualität mitzutheilen, und diese wieder in sich aufzunehmen. Dazu ist ihnen eine

Sprache gegeben, die nur soviel beschränkten und bestimmt ausgesprochenen Charakter hat, als sie bedarf, um den Menschen derselben Zunge verständlich zu seyn. Im Uebrigen ist sie kaum wie die Sprache eines einzelnen Volks, sondern wie eine allgemein menschliche zu nehmen, und jeglicher hat das Recht, sie ganz auf seine Weise zu handhaben, ohne darum bekümmert zu seyn, ob seine Wortfügung, seine Wendungen, sein Periodenbau schon bis dahin Brauch waren, oder von einem Nationalgeschmack genehmigt sind. Daraus entsteht eine Kühnheit, Mannigfaltigkeit unserer Geister, woran die deutsche Litteratur alle übrigen weit hinter sich zurückläßt. Sie gehören als Menschen allen Jahrhunderten an, aller Kunst und Wissenschaft, welche die Menschheit je erfand. Wer hat das Alterthum gekannt, gleich den Unsren? wer in das gegenwärtige Seyn, in das Gefühl selbst hinübergezogen, wie

wie wir? welche Sprache kann das Schöne aus allen Zonen sich so aneignen, wie die deutsche? An einen Cyclus von klassischen Autoren ist da freilich nicht zu denken; denn wo sollte ein solcher Cyclus unter uns seine Grenzen finden?

Als die Gräfin so meine eignen Worte brauchte, um meinen Angriff auf die deutsche Litteratur nichtig zu machen, fühlte ich mich doch zu einigem Widerstand gereizt. Es ist fehlerhaft von mir, entgegnete ich, wenn gleich keine wissentliche Ungerechtigkeit, daß ich die Grundeigenthümlichkeit der deutschen Litteratur, welche Sie so tief gefaßt, als begeistert mit dem seelenvollsten Ton gepriesen haben, nicht in den Vorgrund stellte, ehe ich ihre Barbarei beleuchtete. Aber Sie haben, meine Freundin, meine Ansicht zu sehr von der Seite genommen, als wollte ich das Klassische in Autoren und einen Cyclus von klassischen Autoren durchaus in einen na-

tionellen Kreis bannen. Gewiß ist, daß beides da viel leichter erreicht werden kann, wo die Autoren nach bestimmten Nationalregeln und unter strenger Obhut ihrer Nationen sich zu einer gewissen Gleichartigkeit zusammenarbeiten; aber durchaus abhängig davon ist beides schlechterdings nicht. Der deutsche Autor schaffe ungefesselt von einer öffentlichen Geschmacksregel, aber desto strenger nach idealen Grundsätzen des Geschmacks, nicht mit Geschmacklosigkeit; er gebrauche seine Sprache wie ein Organ, wodurch er frei seine Individualität aussprechen soll, aber man fodre von ihm zugleich um so mannigfaltigere Schönheit, um so gediegnere Klarheit der Rede, daß sie uns gleichsam durch den Natureindruck verstehen lehre, was andre Völker durch die Convenienz ihrer Sprache einsehen; und wenn sie durch eine abgeschlossene Sprachsitte so wenig beschränkt sind, müßen sie den Grundbau ihrer Sprache und

gewisse Ursitten derselben um so heiliger halten. Aus meinen Blättern werden Sie abgenommen haben, daß ich einige Produkte unserer Litteratur für klassisch reif nach diesem deutschen Ideal halte; aber deren sind zu wenig, und der Wust von Geschmacklosigkeit, Frevel der Anarchie, von gänzlicher Baarheit an Gehalt und Form, ist in unserer litterarischen Welt viel zu ungeheuer, daß ich sie nicht barbarisch nennen sollte. Besitzen wir nun aber Autoren, die wenigstens nach einigen ihrer Werke klassisch genannt werden können, warum sollte nicht auch ein Cyclus von ihnen endlich zusammen kommen? Ich sage endlich; denn wie klein ist die Bahn, die andre Völker wandelten, um zu einer klassischen Litteratur zu gelangen, gegen die unabsehbare, die durch ein Chaos von Geisteskräften, Strebungen, Gelingen und Verwirrung geht, worauf der Deutsche zu seiner klassischen Litteratur

gelangen muß. Annäherungen zu einem Cyclus ihrer Autoren sehe ich in einigen Epochen unsrer litterarischen Welt, wo treffliche junge Geister zu gleicher Zeit in ihr aufstanden, und sich gleichsam zu einem Bardenverein, späterhin leider mehr zu einer Schule zusammenthaten. Wir bedürfen auch bei unsrem ideellen Streben solcher Vereinigungspunkte. Das isolirte Trachten und Hervorbringen ohne gleichgesinnte, mitarbeitende, nebenbuhlende Zeitgenossen und Bekannten verhilft uns nimmermehr zu einer klassischen Ausbildung, und wir werden nie mehrere wahrhaft klassische Autoren erhalten, ohne einen, sich allmählig gestaltenden Cyclus von ihnen. Ja ich lebe der gewissen Hoffnung, daß dereinst ein solcher Cyclus der klassischen Deutschheit wie das reichste Sternbild unter den Nationen strahlen werde.

Bei diesen Worten floß eine Röthe der Begeisterung über Rosamundens Ge-

sicht. Sie reichte mir die Hand und sagte: so theuer sind Sie mir noch nicht gewesen, wie in diesem Augenblick. Nun versteh ich ihre Blätter ganz in Ihrem Sinne. Zeichnen Sie nur noch die Grundeigenthümlichkeit unsres Geistes in den Vorgrund, und unsre Barbarei in ihrer romantischen Wildheit nimmt sich schöner aus, als der geregelte Garten fremder Litteraturen. Meine Bildung ging einseitig von Göthe aus, und so habe ich das Einzelne in unsrer Autorenwelt zu sehr im Gesicht behalten. Sie zeigen mir einen Verein, der mich entzückt.

Sie drückte treulich meine Hand, und ich wollte den innigsten Kuß auf ihre drücken, als Getümmel im Vorzimmer entstand und sie dieselbe hastig zurückzog. Es war ein Gefrage, wie von hundert Zungen. Ein ganzer Schwarm von Damen ihrer Bekanntschaft drang herein sie zu bewillkommen, ihr Bangen und Zittern

auf tausenderlei Art zu wiederhohlen. „Das schöne preußische Heer! ach, wie leidet die göttliche Königin! Gräfin, was müßen Sie sich geängstigt haben; sahen Sie die Franzosen, kommen sie bald, werden sie Berlin einnehmen? der abscheuliche Tyrann, der kleine Corse! Gräfin, haben Sie nicht viel geweint um Prinz Louis? wie heldenmüthig ist er gestorben! er hat den Französen seine Verachtung recht gezeigt, daß er ganz allein es mit ihren Banden aufnahm!“ Alle diese Fragen und Ausrufungen, und wie viele noch, gingen chaotisch durcheinander, und mir ward so wirre und beklommen, daß ich sobald wie möglich wegschlüpfte.

Schon auf dem Heimwege that es mir leid; denn nun dachte ich blos sie, wie in dem unmuthigen Gewirre sie ruhig, freundlich dastand, alle Fragen mit Theilnahme anhörte, keine Lächerlichkeit rügte, und selbst wenn sie eine Zudringlichkeit ab=

lehnte, sich wohlwollend bewies. Besonders fiel mir nun auf, daß sie in alle Spottreden und bittern Bemerkungen über die Franzosen und ihren Kaiser gar nicht einstimmte, daß sie selbst die Barbarei, womit Napoleon die Königin nahm, zwar mißbilligend, doch gleichgültig erwähnte. Ich begriff ihr Betragen wohl, sie fühlte, daß sie etwas ganz anderes empfand, als der gewöhnliche Schwarm der Damen, wenn sie dem Ausdruck nach einerlei mit ihnen zu empfinden schien. Um so mehr gefiel mir die Heftigkeit, womit sie gegen mich ihre Erbitterung wider den Machthaber der Franzosen, ihren Widerwillen gegen diese Nation geäußert hatte. Gegen mich bedurfte sie also keiner Haltung, hinter welcher sich ihr Inneres verbarg, ich stand ihr also viel näher, wie die übrigen Menschen! Ich hoffte eine Neuigkeit vorzufinden, welche zu hinterbringen ich schnell nach ihrer Wohnung umkehren

dürfte: wie gern wollte ich nun das Geschwirr der Damen ertragen, um sie darin von neuem zu sehn. Aber ich fand zu Hause einen solchen Schwall von Arbeiten vor, hatte soviel zu dechiffriren und in Chiffern zu berichten, daß ich bis spät in die Nacht beschäftigt blieb. Als ich am andern Morgen sehr früh bei dem alten Kammerdiener der Gräfin Erkundigung einzog, hörte ich, daß sie sehr spät aus Gesellschaften zurückgekommen sei, und ein Bedauern geäußert habe, auch heute wieder, und schon von den Vormittagsstunden an in gleicher Zerstreuung fortleben zu müßen. Ich hinterließ ein Billet, worin ich ihr meldete, daß allen Nachrichten zufolge feindliche Armeekorps in den nächsten Tagen durch Berlin gehen würden. Wenn sie dies nicht abwarten wolle, so bitte ich sie inständig, zu unsrem stillen Gespräch so bald wie möglich eine Stunde auszumitteln.

Eine unglückliche Kunde über die Schmach der preußischen Waffen drängte die andere. Ich verhehlte mir nicht, daß in kurzem der Feind die ganze preußische Monarchie überschwemmen werde, ohne irgend bedeutenden Widerstand zu finden, und ich war zu gut unterrichtet, um auf die Ankunft rußischer Hülfe ehe dies geschähe mit der berliner Welt zu rechnen. Wie nah, wie schon vor den Thoren der Stadt, wenigstens das gemeinere Volk dieselbe glaubte, erfuhr ich auf eine überraschende Art. Die Gräfin hatte mir in einer innigen Zeile die Zeit bestimmt, wo ich sie allein finden würde. Indem ich aus der Strasse komme, wo ich wohnte, die zum Potsdammer Thor führte, abbeugen will nach den Linden, sprengen einige Reuter durch das Thor, die ich bald für französische Jäger erkannte. Das Volk auf der Straße rief, als es grüne Krieger sah: die Russen kommen, die Russen

kommen! Ich eilte um so rascher zur Gräfin, und hinterbrachte ihr, was ich von einem der Chasseurs gehört hatte, daß in der bevorstehenden Nacht der Vortrab des Davoutschen Corps bei Berlin anlangen würde. So muß ich fliehn, in der nächsten Stunde, sagte Rosamunde; für mich ist da kein Bleiben, wo Franzosen sind! Und wohin wollen Sie fliehn? fragte ich; über die Oder, über die Weichsel wird sich der Feind ergießen. Glauben Sie mir, bis in die äußerste Spitze der Monarchie wird der König mit den Trümmern seines Heeres gedrängt werden, auch in Sachsen, im nördlichen Deutschland überhaupt, finden Sie im kurzen keine Stätte mehr, wo nicht Franzosen wären. Fliehen Sie eiligst durch Sachsen nach Böhmen. In Teplitz sind Sie sicher vor Krieg und Franzosen.

Ich vertraue Ihnen, erwiederte sie, wenn ich auch noch nicht glauben kann, daß unsere Monarchie einem so jähen und allgemeinen Verderben erliegen werde. Ihr Blick in den öffentlichen Dingen ist so geübt, so ruhig und zuverläßig.

Indem stürzte der Kammerdiener herein, erzählte ängstlich von den Franzosen, was wir wußten, und setzte hinzu, die zwei kranken Pferde sind so schlimm geworden, daß wir schlechterdings nicht mit ihnen fahren können. Mit den zwei andern kommen wir nicht fort, Postpferde sind seit zwei Tagen nicht mehr zu bekommen.

Ich sende Ihnen sogleich meine vier Pferde, an Ihren zwei gesunden habe ich hier genug und Ihre kranken sollen gut gepflegt werden. Mein Freund, sagte sie und reichte mir die Hand, die ich innig an die Lippen drückte. „Ich eile fort, die Ausfertigung eines Passes für Sie zu be-

sorgen, ohne einen von der österreichischen Gesandschaft kommen Sie nicht über die böhmische Grenze." Alles war schnell besorgt, meine Pferde standen schon auf ihrem Hof, als ich zurückkam. Sie war ganz reisefertig, wollte nur einen kleinen Koffer noch packen, welchen sie nie den Bedienten überließ. Was mir am theuersten ist von Briefen, sagte sie, alle Geschenke meiner Freundinnen, was geliebte Hände für mich gearbeitet haben, Kleider, die ich bei Gelegenheiten trug, die mir unvergeßlich bleiben, den Schmuck meiner Mutter, alles dies mag ich nicht von fremden Händen berührt sehn; kommen Sie, helfen Sie mir einpacken.

Das liebe Geschäft begann. Ich reichte ihr manches, andres reichte Sie mir und durfte ich packen. Oft trafen unsre Hände, unsre Aerme dabei an einander. Bei vielen Stücken sagte sie mir kleine Erinnerungen, ein bedeutendes Wort

über die Freundin, deren Geschenk an der Reihe war, und wie sie, den Schmuck der Mutter hineinlegend, das Futteral öffnete, ihn mir zeigte, trat eine Thräne in ihr Auge. Die herrliche Frau, sagte sie, mußte so früh vergehn, so plötzlich. Den Abend hatte ich sie noch in diesem Schmuck gesehn, in der Nacht werde ich vom Vater geweckt, finde sie in einer tödlichen Ohnmacht. Sie erwacht aus derselben, schlägt noch einmal den Blick auf den Vater, auf mich, und stirbt. Ich war funfzehn Jahre alt, aber an der Erinnerung ihrer Liebe hatte ich für alle Zeit der Liebe genug.

Auch ich war bei diesen ihren Worten bis zu Thränen gerührt; doch je heftiger ich bewegt war, um so süßer wurde es mir, die Kleidungsstücke, die ihren Körper berührt hatten, zu einander zu legen. Ihre Kindheit, die Zeit, wo sie in der ersten Mädchenschönheit blühte, die Jah-

re, wo sich ihr hoher Verstand, ihr so tief und schön fühlendes Herz zu solcher Sicherheit und Festigkeit ausbildeten, gingen mir unter dem Geschäft sichtbarlich vorüber. Ich bemerkte das dunkelblaue seidene Kleid, was sie an dem Tage zu Rom trug, und verhehlte ihr nicht, daß ich es kannte. In dem Augenblick ward ich gewahr, daß sie auch mein Manuskript unter die theuren Briefschaften legte. Es hat mich sehr gefreut, sagte sie, wie wohlwollend Sie mich zu Rom angesehn haben. Aber habe ich noch immer an mir den Reif nordischer Empfindsamkeit? Sie fragte dies mit unbeschreiblicher Huld, und ich faßte ihre beiden Hände, und zog sie gegen mich, und zart berührten ihre Lippen meinen Mund.

Der Koffer war fertig, und unter Obhut des Kammerdieners hinabgetragen. Sie nahm meinen Arm und ich führte sie die Stiegen hinunter. Ich werde Ihnen

bald schreiben, sagte sie. Daß mir das Glück ihrer Briefe nicht verloren gehe, antwortete ich, keine Sylbe in denselben über die politischen Angelegenheiten, über das Treiben der Franzosen. Sie stieg ein, und drückte mir noch einmal herzlich die Hand. Der Wagen flog hinweg und mich tröstete, daß meine Pferde, die ich sehr lieb hatte, sie dem Feind entführten, welchen sie so bitterlich haßte.

Berlin füllte sich immer mehr mit Franzosen, und ward auf einmal so lärmend, als es kaum still und öde war, gewiß lärmender, als es je gewesen, denn solche Wogen fremden Volkes und des geräuschvollsten, das es auf der Erde giebt, waren nie durch seine Straßen gezogen. Ich kannte das neufranzösische Militär seit längeren Zeiten, und doch überraschte mich seine Ungezwungenheit von neuem, weil ich zuletzt den militärischen Mönchsgeist in der nun aufgelöseten preußischen Kriegs-

macht gesehen hatte. Stolzer und eitler habe ich das französische Militär auch nie gefunden, als diesmal; den ungeheuren Sieg bei Jena schrieb es einzig seiner Tapferkeit zu, und je berühmter die kriegerische Tüchtigkeit der Soldaten war, die es vor sich hergejagt hatte, desto riesenhafter kam ihm seine eigne vor. Sehr wenige Offiziere hatten Unbefangenheit und Einsicht genug, um den Hauptgrund ihres Sieges darin zu finden, daß das Wesen der preußischen Monarchie und Armee veraltet und beide eben darum auf das höchste geschwächt waren, weil das neue Vortreffliche in ihnen sich erst Platz machen wollte, und darum den alten Zustand noch mehr verwirrte und entkräftete.

Das schönste Wetter dauerte ununterbrochen fort und der Herbsttag, an welchem Napoleon in Berlin einzog, war einem warmen Sommertag zu vergleichen.

Er kam unter dem Geläute derselben Glocken, welche so oft die wunderbaren rettenden Siege Friedrichs des Großen verkündet, so oft den preußischen Nationalstolz aufgerufen hatten. Er kam mit einem unermeßlichen militärischen Pomp. Doch glaubte ich zu bemerken, daß dieser im Ganzen denselben Eindruck, den er mir immer gemacht, auch auf die Berliner machte. In der französischen militärischen Pracht ist etwas Aufgeblasenes, Grelles, was dem Deutschen nicht zusagen will. Er denkt sich kriegerische Tugend zu sehr mit innerem Ernst und Einfachheit gepaart, als daß ihn nicht verdrießen sollte, wenn tapfre Männer auf Art von Kunstreitern einherziehn.

Ich hatte Bonaparte zum letztenmal gesehen, als er in die Schlacht von Marengo zog. Damals glich er einem Gespenst, man dachte bei seinem Anblick sofort an Egypten und Syrien, an die

Drangsale und Sorgen, die er bestanden hatte, und den größten Moment derselben, den er nun bestehen sollte. Verlor er die bevorstehende Schlacht, so litt es keinen Zweifel, daß er die Macht, welche er in Frankreich an sich gerissen, nicht behaupten konnte. Wie ganz anders war sein Anblick, als er zum Brandenburger Thor hereinritt, das mit der Siegesgöttin nur geschmückt schien, um seinen Einzug zu verherrlichen. Mir mißfiel er gegen ehemals, und mein erster Gedanke war, wie unsägliches Glück dazu gehört habe, diese Seele mit soviel Fleisch zu umkleiden. Die Dicke kleidete ihn nicht, wie ehemals die Magerkeit, und heiterer schien mir sein Gesicht, da er der Gefahr entgegenflog, als jetzt in der Feier des Sieges. Mich dünkte, er nahm es dem Schicksal übel, daß er so leicht gesiegt hätte.

So lange er in Berlin blieb, durfte ich diesen Ort nicht verlassen. Während

seines Aufenthaltes daselbst war sein Benehmen gütiger und freundlicher wie gewöhnlich. Mit Vergnügen merkte ich, wie viel dazu die Erinnerung an Friedrich den Großen beitrug. In ihm herrschte gewiß die Vorstellung ob, wie ihn die Hauptstadt mit jenem vergleichen werde. Aber darin täuschte er sich völlig. Die Berliner sind an sich wenig zur Bewunderung geneigt, und wenn der Mensch doch etwas bewundern muß, so entledigen sie sich dieser Pflicht am liebsten gegen Todte und solche, welche sie als ihr Eigenthum ansehen, so daß sie sich selbst in dem Gegenstand der Bewunderung ein wenig mitbewundern können. Sie waren erschöpft durch das Lob ihres Friedrichs, und wandten dagegen ihre ganze Geübtheit zu persifliren wider Napoleon und seine Thaten.

Die meisten Berliner aber haßten ihn mit düsterem Ernst, und bisweilen

mußte ich mich verwundern, daß er öfters mit so geringer Begleitung in den Straßen erschien, wo ein Schuß aus einem Hause seinem Leben ein Ende machen konnte, ohne daß der Thäter auch nur seine Entdeckung zu fürchten brauchte. In dieser Verwunderung ward ich sehr bestärkt, als mir eines Abends ein mit mir vertrauter Cavalier folgendes erzählte. Der Jäger eines seiner Freunde war vor einigen Wochen sehr schwermüthig geworden, ohne daß sein Herr die Ursache weder von ihm erfahren, noch errathen konnte. Jüngst tritt derselbe vor ihn, und spricht: Meines Lebens bin ich überdrüßig, niemand verliert etwas an mir, Sie wissen, mein Schuß fehlt niemals, soll ich morgen zu Mittag, wenn der Kaiser, wie gewöhnlich, hier vorbeireitet, ihn erschießen? Der Herr antwortet, er wolle nichts davon wissen, ihm nicht abrathen, ihm nicht zurathen. Gut, sagt der Jäger, so wisse er, was er

zu thun habe; und in der Nacht vorher, da er die That ausüben will, stirbt er plötzlich.

Das Verhängnißvolle, was freilich in jeglichem Leben herrscht, ist allerdings in Napoleons Leben so stark ausgesprochen, wie wohl in keinem, das die Geschichte aufgezeichnet hat; und oft ist mir in Berlin wieder eingefallen, was die Gräfin Agnes dem Marquis darüber gesagt hatte*); doch fiel mir auch ein, was der Marquis erwiederte, wie Bonaparte liebe, und zu veranstalten wisse, daß eine besondere Obhut, Gunst des Schicksals für ihn sichtbar werde. Wir hatten noch immer bis tief in den November heitere, sommerliche Herbsttage. Wie ich eines Morgens aufgestanden bin, prasseln Regengüße herab. Bald hinterbrachte man mir, in der Frühe sei der Kaiser plötzlich ab-

*) Siehe den 2ten Theil dieser Memoiren. Diplomatie und Liebe.

gereiset. Wollte er nicht vielleicht den Eindruck hinterlassen, als habe blos seine Gegenwart den Berlinern so lange das schöne Wetter erhalten?

Die Oede, welche natürlich durch seine Abreise entstand, das abscheulichste Herbstwetter, die Truppenmassen, die sich ununterbrochen durch den Schmutz fortwälzten, das einförmige, immer zu hörende Klappern der französischen Marschtrommel, und dabei immerfort der Anblick einer Hauptstadt, die alles Glanzes beraubt war, weil sie das Einzige verloren hatte, wodurch sie galt, den Ruhm und das zum Theil erkünstelte Leben ihrer Monarchie, alles dies zusammen machte mir die Tage, die ich noch zu Berlin verleben mußte, zu den widrigsten meines Daseyns. Um meiner Einbildungskraft nur irgend einen Eindruck zu verschaffen, der sie etwas über die traurige Baarheit ringsherum erhob, fuhr ich nach Potsdam.

Obgleich der Tag rauh und regnicht von dem grauen Himmel auf die Hügel von Sanssouci nur hinschattete, wandelte ich lange auf ihnen. Ich habe diesen Lieblingssitz Friedrichs immer gern besucht, denn er macht den Eindruck, daß er der Aufenthalt eines hellen Geistes seyn solle, der Freude an der Natur hat, aber keine Wirkungen derselben um sich will, welche Ansprüche an die Phantasie mit sich bringen, und in dem täglichen gleichmäßigen Wirken stören. Für den Bedarf eines aufgeweckten Geistes reicht hier die Natur hin, und so niedrig die Anhöhen sind, scheinen sie mir doch für eine Wohnung des Königs geziemend, sie sind das Höchste, was man dort weitum sieht.

Ich besuchte auch noch wieder das Grab des großen Königs; und während ich in der Kirche war, begann draußen der Donner französischer Kanonen, wodurch man einen Sieg verkündete. Ich

ward dadurch vom Sarge Friedrichs weggetrieben; und wie ich nun hinauskam in die Gassen Potsdams, die von jeher öde, mir nun in dem Herbstnebel, wie unterirdische Gänge vorkamen, in welchen nur noch eine Schattenwelt war, da faßte mich ein so widerwärtiges Bild von Vergänglichkeit, daß ich mich nicht eiligst genug selbst nach Berlin glaubte retten zu können.

Eines war hier doch, was mich als einen Deutschen freute. Bei allen Gelegenheiten, jeglichem geselligen Verkehr, und wo ich in das Innere würdiger Familien blicken durfte, drängte sich die Bemerkung auf, daß sich die berliner Damen mit viel Würde gegen die Franzosen zu nehmen wußten, mit jener Zurückhaltung, die ihnen gegen den Feind ihrer Väter, Männer und Brüder geziemte. Wirklich ergötzte mich das Befremden und

der Verdruß der Franzosen, daß ihre vermeintliche Allgewalt über Weiberherzen gar nicht bei diesen Frauen anschlagen wollte, welche es sich gleichwol zur Ehre rechneten, die französische Nasensprache zu reden. Seit meinem näheren Verhältniß zur Gräfin von W—g war mir diese unvermerkt widrig geworden, wiewol sie niemand lieben kann, der im klassischen Alterthum und in Italien erzogen ward, und die deutsche Litteratur mit Anstrengung studirte.

Daß ich von Rosamunde noch gar keinen Brief, gar keine Nachricht hatte, gab meinen Tagen freilich ein schwärzeres Kolorit, als alles Uebrige zusammengenommen. Selbst hatte ich täglich nach ihren Pferden gesehen, und zu meiner Freude waren sie ganz wieder hergestellt. Meine Sendung war beendet, und täglich erwartete ich den Befehl meines Hofes von Berlin aufzubrechen. Wohin? war unge=

wiß, vielleicht mußte ich nach dem Norden zu den Heeren, vielleicht in eine andere Ferne, und unsre kaum so zärtlich aufgeblühte Freundschaft fand keine weitere Nahrung. Da rückte mit einem neuen Truppenkorps einer von meinen ersten Jugendbekannten ein, ein Italiäner, dessen Vater unser Nachbar in Rom gewesen. Wir hatten als Knaben viel mit einander zu schaffen gehabt, und hegten viel Neigung für einander, die in gegenseitige wohlwollende Achtung überging. Er war dienstfertig, zuverlässig, diskret. Zum Glück bekam er mit zwei andern Offizieren einen Auftrag nach Dresden, der ihn dort auf längere Zeit beschäftigen, und auch in genaue Verbindung mit dem Bureau der Posten bringen mußte. Ihm gab ich einen Brief an die Gräsin, und den Auftrag in Dresden nachzusehen, ob dort Briefe unter meiner Addresse angehalten

und noch vorhanden wären? sie an meinen Banquier in Berlin zu schicken, da ich nicht wußte, wie lange ich daselbst noch verweilen würde.

Nicht lange nach der Schlacht von Eylau ward ich abberufen, ehe ich von meinem italiänischen Freund Nachricht erhalten hatte. Leider bekam ich Aufträge an den Rhein und nach Holland hin, so, daß ich durch eine immer längere Truppenkette der Franzosen und ihrer Bundesgenossen von der Gräfin geschieden war.

Mein Aufenthalt bei den Holländern, bei welchen ich keine politischen Geschäfte hatte, sondern nur Aufträge von unsrem Finanzminister, dehnte sich bis in den Frühling, und war ein unangenehmes Einerlei, wiewohl ich abwechselnd in Amsterdam, Rotterdam, Leiden und dem Haag lebte. Meine liebste Unterhaltung waren die gelehrten holländischen Philologen; und wiewol die Art, wie sie das Alter=

thum nahmen, keineswegs geistreich genannt werden durfte, betrachtete ich doch ihr Treiben nicht ungern, weil es so ganz auf einen und demselben Punkt gerichtet war. Man konnte sagen, sie lebten als ein Kommentar über Griechen und Römer, und nur wenn man Latein mit ihnen sprach, schienen sie eine Seele zu haben. Ich vergaß bei ihnen danach zu fragen, ob sie auch eine Muttersprache hätten. In aller dieser Zeit hatte ich keine Nachricht von Gräfin Rosamunde. Endlich, an einem Frühlingsabend, der wider die Gewohnheit des Himmels in diesem Wasserlande lange hell und unverändert warm geblieben war, bringt mir mein Banquier selbst einen dicken Brief, welchen ein französischer Feldkourier ihm kaum eingehändigt, und sehr empfohlen habe. Ich erkenne in der Addresse die Handschrift meines Freundes, des italiänischen Obersten

in Dresden, die Einlage waren die ersehnten Briefe von Ihr.

„Treu und rasch, schrieb sie zuerst aus Teplitz, haben mich Ihre Pferde in diese friedliche Heimath gebracht, die von keinem Franzosen betreten wird. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie wohl und ruhig mir ward, als mich Böhmen aufgenommen hatte. Die andern Länder können sich nur durch Stärke und Treue ihrer Bewohner des Franzosenthums erwehren, und wie schlecht scheint es zu gelingen! Dieses aber ist von der Natur selbst dawider geschützt. Sollten je die Neufranzosen in dasselbe eindringen wollen, ich gebe Ihnen mein Wort, sie werden von den Bergen und Schlüften Böhmens geschlagen. Spotten Sie nicht, ich fahre mit militärischem Blick in der Gegend von Teplitz umher, kriegerische Pläne stören mich, wenn ich den unaussprechlich schönen Herbst, welcher hier eine Mannigfal-

tigkeit von Reizen hat, wie ich nie sah, genießen will. Mein Lieblingsort ist Maria Schein, wo ich unter einer Reihe von alten prächtigen Linden gern auf und nieder gehe, und von einem rieselnden Regen ihrer vielfarbigen Blätter überschüttet, den Halbkreis der nahen Hügel so lange anschaue, bis mich die Sehnsucht in ihre Schönheit einzudringen zu ihnen zieht. Kaum bin ich dann in ihre Schlüfte, auf ihre Höhen, zu ihren Trümmern gelangt, so überrascht mich mitten im Genuß der Natur die Betrachtung, wie die Franzosen, wenn der Krieg mit Oesterreich auch wieder losbräche, wie ich hoffe, von Sachsen her wol bis hier vordringen könnten, doch hier mit Verderben umgarnt werden müßten.

Lange werde ich hier nicht bleiben. Treten die neblichten, regnichten Herbsttage ein, so muß in diesem Thal die Bangigkeit selbst wohnen. Auch mag ich

seine Bewohner nicht. Sie kommen auf eine so leichte Weise zu Geld und Wohlstand, und haben sogar kein Verdienst dabei, daß die warmen Heilquellen sich durch ihren Boden ergießen. Dann sehen sie durch die jährlich wiederholte Anwesenheit der Badegäste gleichsam Trümmer der großen und feinen, wenigstens einer ihnen entfremdeten Welt, daß sie ohne einen Begriff von ihr zu haben, sich an manche ihrer Bräuche, und gewiß nicht die besten gewöhnen. Wenn die Badegäste weg sind, spielen die Bürger von Teplitz die Fremden bei sich selbst, und von dem Gelde des fremden Cavaliers den Cavalier, der die Bäder besucht."

Obgleich ich diesem Brief ihren Geist nicht absprechen konnte, verdroß er mich doch sehr, weil er so gleichgültig in Hinsicht auf mich lautete. Kaum war meiner Pferde zu Anfang erwähnt, von mir sprach keine Sylbe. Da bemerkte ich noch eine

kleine Nachschrift, die mich entzückte und bis zu Thränen rührte:

„Als ich meinen Koffer auspackte, waren mir alle seine geliebten Sachen noch theurer, und durch Ihre Freundschaft von neuem geweiht. Wären Sie hier, ich sehnte mich nach keinem meiner Lieblings-bücher. Sind meine Pferde gesund geworden, so müßen wir mit einander getauscht haben. Die Ihren wollen mir so wohl, daß sie vor Freude scharren und springen, wenn ich mir die Zügel geben lasse.“

Der nächste Brief war schon von Prag. Auch in Teplitz waren ihr die Franzosen noch zu nahe gewesen, sie hatte es nach einigen Tagen verlassen, „und wie belohnt bin ich, schrieb sie, für meinen raschen Entschluß hieher zu gehen. Noch immer ist in Böhmen der Herbst schön, und Prag liegt im hellsten Sonnenglanz unter mir. Ich wohne auf dem Hradschin, ich könnte sagen unter dem

Schutz der königlichen Burg. Wären nicht früher Völker als Könige, zögen die wandernden Menschenhäuflein nicht zunächst an Strömen hin, und siedelten sich bei ihnen an, ehe sie an die Pracht der Höhen denken: so könnte ich dem sinnlichen Eindruck glauben, daß zuerst die hohe Burg auf dem Hradschin erbaut sei, und sich von ihr aus die Stadt in das Thal der Moldau hinabgebreitet habe. Es ist rings von Hügeln umschlossen, die entweder eine förmliche Stadt tragen, oder doch mit Landhäusern besäet sind. Prag ist eine ächte Königsstadt. Obgleich das Haus, welches ich bewohne, nicht an den untersten Stock der Burg reicht, sehe ich von meinem Zimmer zahllose Thürme unter mir, und da die Menschenwohnungen sich größtentheils dem Auge entziehen, das Gewühl des Tages sich ganz verliert, läßt man sich durch die vielen Thürme mit dem schönen immer regen Glockengeläute bereden,

dort unten wohnten Menschen, die nur in Festlichkeit und Andacht leben. Dazu trägt viel bei, daß die in der Tiefe strömende Moldau keine größere Schiffe trägt, keine Segel vorüber führt. Hin und wieder schwimmt ein Menschenschifflein, und scheint nur Menschen zu führen, welche zur frohen Geselligkeit auf den Inseln im Strome eilen.

„Noch bin ich wenig in Prag umhergewesen. Durch den Fluß ist es in zwei Hälften geschieden, aber sie haben in der Brücke eine Verbindung, welche durch ihre Schönheit zur regsten Gemeinschaft zwischen ihnen reizt. Sie ist ein großer Gedanke von Kaiser Karl dem Vierten, sowie man überhaupt kaum einige Tage in Prag gewesen seyn kann, ohne diesen Fürsten zu verehren und lieben.

„Wären Sie hier, mein Freund, wie wollte ich das Alterthümliche dieser Stadt genießen. Aber so ist unser Schick-

sal. In Rom war ich lange, mußte alles Herrliche dort mit herzlosen Cicerone schauen, und Sie waren zu derselben Zeit in Rom. Erst den Tag vor meiner Abreise nach Neapel sollte ich Sie kennen lernen. Ich gestehe Ihnen, Ihretwegen, den Eindruck Ihrer Persönlichkeit auf mich mir näher zu bestimmen, zu erklären, kam ich früher als mein Plan war nach Rom zurück und fand Sie nicht. Die verwünschten Geschäfte des Diplomatikers! Sie werfen ihn wie ein Weberschiff des Staates über die Länder. Sie waren damals von ihnen nach Spanien entführt; und jetzt, da ich eine Stadt, die vielleicht nach Rom die größte historische Merkwürdigkeit hat, mir nach allen ihren Eigenthümlichkeiten entfalten mögte, wenn ein Freund wie Sie mit mir wäre, wo mögen Sie jetzt mit französischer Zunge ein Geschäft treiben, das Ihrem Geist und Herzen nicht zusagt."

Dieser Brief erweckte, wunderlich genug in mir zum erstenmal günstige Gedanken an die Ehe. Das diplomatische Leben führt in so viele Zerstreuungen, gewöhnt an einen solchen Wechsel der Verhältnisse, der Personen, mit welchen man mehr oder minder in Berührung kommt, giebt so sehr Anlaß zu Galanterien mit dem andern Geschlecht, und duldet überhaupt so gar keine Innigkeit, daß ich mir wol eine rasch vorübergehende Leidenschaft, aber keine immer dauernde, innige Verbindung, wie die Ehe, damit vereinbar dachte. Ich erschrack selbst bei der Vorstellung, daß ich alle Tage dieselbe Frau sehen, mit derselben Frau an einem Tisch sitzen, das Oftbesprochene noch wieder und abermals mit ihr sprechen sollte. Jetzt sehe ich wohl ein, wie wenig deutsch das gedacht war. Ist aber irgend etwas in der Welt, was die Deutschheit in uns ausreuten kann, so ist es das diplomatische

Leben. Damals aber, bei dem Briefe der Gräfin, wie ich mir die Freude vorstellte, mit welcher ich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, meine liebsten Eindrücke in Rom einem weiblichen Wesen, wie sie mitgetheilt, wie gern ich an ihrer Hand die deutsche Litteratur durchwandelt hätte, sie wirklich mit ihrem Bilde durchwandelt habe, da stellte ich mir das ehliche Verhältniß nicht mehr abschreckend vor, und ich tadelte mich selbst, daß ich noch immer verabsäumt hatte, eine so denkwürdige Stadt wie Prag zu besuchen. Als nun gar ihr dritter Brief anfing:" Also auf der Treckschuyte schwimmen Sie umher, armer Freund? Daß ein so arges Exil Sie von mir trennte, habe ich mir nicht vorstellen können. Ihr Brief ist aus Ihrer Seele in meine gedrungen. Er drückt mir alles aus, was ich verliere, daß Sie nicht mit mir sind!" da stand bei mir der Gedanke fest, daß eine Ehe mit ihr

mein höchstes Gut auf Erden seyn könne. Sie achtet, sie ehrt dich, sagte ich mir selbst, sie wünscht ein vertrautes Daseyn mit dir; doch reicht dies hin, sie zur Ehe mit mir zu bewegen? und liebt sie vielleicht nicht einen andern, und ist es die Liebe nicht, welche die Ehen schließt? Mir hatte sie keinen Beweis von Liebe zu mir gegeben. Und gleichwol, als sie in der Abschiedsstunde freiwillig, bewegt ihre Lippen auf meinen Mund neigte, geschah das ohne Liebe?

So wollte ich mich schon bereden, daß sie mich lieben könne, daß sie mich liebe, obgleich ich auch überlegte, wie wenig ein solcher Kuß beim Abschied bedeute, nachdem ich ihr meinen Eifer für sie dienstfertig genug bewiesen hatte. Aber es traten bald noch ganz andre Bedenklichkeiten ein. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie drei Jahre das große Hauswesen ihres Vaters besorgt, und als ihr

auch dieser starb, war sie wie bei seinen Lebzeiten allen Heirathsanträgen ausgewichen, und im Genuß ihres mütterlichen Vermögens selbstständig genug geblieben, um einzig ihrem Drange nach vielfacher Ausbildung des Geistes, in ihrem Lebensplane zu folgen. Ohne eine andere Begleitung, als ein paar männliche und weibliche Bediente, welche ihre Mutter sich nach ihrem Sinne zugezogen, trat sie ihre Reise nach Italien an; und da sie bei ihrer Heimkehr nach Deutschland die Nachricht erhielt, daß ihr einziger und geliebter Bruder im Krieg gegen die Franzosen gefallen sei, da sie sich nun im Besitz eines ausserordentlichen Vermögens sah, sich vorzügliche Männer wiederholt um sie bewarben, war sie nach wie vor unabhängig geblieben. Wie konnte ich nun annehmen, daß sie meinetwegen ihre Freiheit durch die Ehe fesseln werde? Ich durfte mich an persönlichen Vorzügen, wenigstens mit ei=

nem ihrer abgewiesenen Bewerber gar nicht messen, mein Vermögen eben so wenig mit ihrem eigenen Reichthum, das Alter und den Glanz meines Adels kaum mit dem ihren.

Zuletzt blieb mir das Resultat, daß ich ihr ganz in dem innigen Tone, welchen sie so gütig in ihren Briefen gegen mich angestimmt hatte, fleißig schreiben, sie sobald als möglich in Prag besuchen wolle, doch aus Delikatesse nie meines Wunsches mit ihr vermählt zu seyn erwähnen dürfe. Auf meiner Seite wäre ja aller Vortheil einer solchen Verbindung gewesen, und das Glück derselben konnte mir nur als eine ungesuchte Gabe von ihr werden.

Ich fand Mittel, den Briefwechsel mit ihr auf einem sichern, wenn gleich langsamen Wege fortzusetzen; und ihre Schilderungen von Prag, als der Früh-

ling angebrochen war, würden meine Ungeduld diese Stadt zu sehen, selbst wenn sie nicht dort gewesen wäre, erregt haben.

„Ich wohne nun auf einem Gartenhause, schrieb sie, wieder hoch an einem Hügel, dessen ganze Rundung mit Blüthenbäumen bedeckt ist. Wohin ich auf die entgegengesetzten, und mich umkreisenden Berge schaue, ist alles voll von gleichem Blüthenglanz: nur der dunkle Wischehrad steigt schroff mit öder Felswand in die Moldau hinab. Er scheint über eine Vergangenheit zu trauren, wo das goldene Zeitalter Böhmens ihn vor allen geschmückt hatte; mit dem jungen Leben unserer Tage und Geschlechter, wo seine Ehre erloschen ist, in keiner Verbindung seyn zu wollen. Man sieht ihn auch fast nie von der Sonne beleuchtet, und die Glocken auf ihm schlagen immer eine Vier-

telstunde früher, wie im übrigen Prag, als eilte er, der Zeit los zu werden."

„Wissen Sie, theuerster Freund, was am frühen Morgen mein erstes Geschäft ist? Ich spähe mir einen Thurm aus, nach dessen Kirche ich in den späteren Stunden wallfahrten will. Prag ist reich an Kirchen, die sich durch ihre Bauart, ihre Denkmale, am meisten durch die Erinnerungen auszeichnen, welche die denkwürdigsten Epochen der böhmischen Nationalgeschichte herbeiführen. Mir ist der alte Tein die liebste von allen, und seine beiden schönen Thürme, so oft ich sie anschaue, sagen mir, komm heute wieder zu uns. Auf den Tag freue ich mich zum höchsten, wann wir zusammen in die kleine alte Kapelle der heiligen Ludmilla treten werden, und Sie mir eine romantische Vorzeit Böhmens, die verworren vor mir liegt, begreiflich machen. Das fällt ei-

nem Weibe fast unmöglich, sich aus dürren, abgerissenen, ungesonderten Nachrichten ein richtiges Bild vergangener Zeiten zu entwerfen. Mich dünkt, dazu gehört ein männlicher Geist. Ihnen darf ich ja wol vertrauen, daß ich überhaupt nun oft an mir die Entdeckung mache, das Weib könne Vieles in Wissenschaft und Kunst nur durch die gegenwärtige Beihülfe eines männlichen Geistes begreifen, eine Wahrheit, die ich sonst mit Widerwillen von mir wies."

Dergleichen Stellen in ihren Briefen belebten meine Hoffnung auf eine unauflösliche Verbindung mit ihr, und noch mehr ein kleiner Umstand, den ich mit großem Vergnügen bemerkte. Ihr Geist war so reich und das Eigenthümliche allenthalben so ergründend, daß ihre Feder kaum einen Gegenstand zu berühren brauchte, und ihm entfloß ein Strom von Gedanken, welcher sich wenig darum bekümmerte, an

wen diese ursprünglich gerichtet waren. Darum verschwand in der Regel meine Persönlichkeit in ihren Briefen weit mehr, als bei einem gewöhnlichen Verhältniß die Höflichkeit erlaubt hätte. Hatte sie mir nun einen Brief der Art geschrieben, so konnte ich sicher seyn, daß die Nachschrift nicht fehlte, worin nichts von Höflichkeit, aber ein so gedrängter Ausdruck ihrer Freude über unsre Freundschaft, daß er mir tief ins Herz ging. Ich sah daraus, es war ihr Bedürfniß, mit einer fast zärtlichen Innigkeit meiner zu gedenken. Kam ein Brief von ihr an, sah ich zuerst nach, ob er ein Postskript hatte; doch las ich es nie vor dem Briefe selbst, um ganz die Stimmung zu wissen, welche vorangegangen war. Auch herrschte stets in ihren Gedanken eine solche musikalische Composition, daß ihre Nachschrift allemal den Theil eines Ganzen ausmachte.

Aus Holland führten mich meine Sendungen an den Oberrhein, und so war ich ihr schon viel näher. Doch dauerte die Freude darüber so kurze Zeit, daß ich sie kaum empfand. Die ungeheure Verwickelung der europäischen Angelegenheiten, durch die immer weiter um sich greifende Dynastie Bonaparte's, verrückte in den meisten Ländern den Stand der Dinge so, daß die Regierungen sich nach den Berichten ihrer gewöhnlichen Gesandschaften nicht mehr orientiren konnten. Mir widerfuhr abermals das Schicksal, daß ich insgeheim gesandt wurde, um über den Geist der Völker und Regierungen und der politischen Partheien des Landes Bericht abzustatten, und meiner Ansicht gemäß dienliche Verbindungen anzuknüpfen. Ich werde an einer andern Stelle die Beobachtungen mittheilen, welche ich über das damalige Spanien machte, wo ich den reinsten adelichen Geist gefunden habe, der

unstreitig das trefflichste unter den Elementen war, welche ich dort zum glücklichen Widerstand gegen eine neumodische Tyrannei sich immer mehr vereinen sah. Hier würden mich diese Mittheilungen ganz und auf lange Zeit von der Gräfin Rosamunde wegführen; und sollte ich jetzt in Aufzeichnung dieser Memoiren die schmerzliche Ungeduld noch einmal fühlen, welche ich in der Wirklichkeit nur zu sehr empfunden habe?

Während meines Aufenthaltes in Spanien erhielt ich keinen Brief von meiner Freundin: bei dem Inkognito, was ich soviel wie möglich beobachten mußte, hielt es sehr schwer, daß irgend eine Zuschrift an mich gelangte. Ich war froh, wenn ich nur meine Berichte auf irgend einem sichern Wege an die Behörde brachte. Der neue Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich hemmte mich noch mehr, und vermehrte meine Ungewißheit, ob sie

in Prag geblieben sey? Der bald erfolgte Friede ließ mich nach Deutschland zurückkehren, entband mich vorläufig alles diplomatischen Zwanges, und ein Brief von Rosamunde sagte mir bald, daß sie auch zur Zeit der höchsten Gefahr, wo der Feind den größten Theil der österreichischen Monarchie besetzt hatte, Böhmen nicht verließ; denn ihr Vertrauen zu der Natur dieses Landes war so groß, daß sie nicht fürchtete, es werde je die Franzosen in sich aufnehmen. Ueber die Anstrengung der Böhmen, die österreichische Monarchie zu erhalten, schrieb sie mir mit Begeisterung.

Als ich mir die sichere Hoffnung machen konnte, bald zu ihr zu reisen, gab sie alle Reisepläne auf, die sie gleich nach dem Frieden ausführen wollte, um das österreichische Kaiserreich nach seinen verschiedenen Bestandtheilen kennen zu lernen. Sie bestand darauf, mich zum erstenmal

schlechterdings in Prag wiederzusehen, und in ihren Nachschriften war eine köstliche Freude über unser Leben daselbst. Ich stellte es mir noch erfreulicher vor, wenn es mich solcher Nachschriften nicht entbehren lassen müßte.

Als ich im Spätherbst anlangte, fand ich sie noch auf dem Landhause, welches ich durch ihre Briefe so gut kannte; und so war ich alsbald heimathlich bei ihr. Sie hatte mir in ihrer Nähe ein andres Landhaus miethen lassen. Oft denke ich daran zurück, wie viel vertrauter als je, wir nun in den ersten Augenblicken waren. Unsere letzte Stunde in Berlin hatte während unsrer Trennung so fortgewirkt, als wären wir zusammengeblieben; und vielleicht kam die vertraulichere Unbefangenheit, welche ich sogleich an ihr wahrnahm, auch daher, daß sich ihr Geist und ihre Weltansicht seit unsrer Trennung noch freier entwickelt hatten. Das Unglück und

der Sturz der preußischen Monarchie schienen sie aller Begrenztheit erledigt zu haben, und hatten offenbar auf ihr Inneres, ihre größere Selbständigkeit eben so gewirkt, wie ehmals ihr früher Verlust von Mutter, Vater und Bruder. Sie ward mir durch nichts ehrwürdiger, als daß überhaupt jeder Schmerz sie noch edler, freier, hingeneigter zu Menschen machte. Mit ihrer inneren Entwickelung war ihre äussere Schönheit im genauesten Zusammenhang. Ihre Gesichtsfarbe war blendender, ihre Gestalt voller geworden. Als ich sie zum erstenmal den Hügel herabkommen sah, stand ich still mit einem angenehmen Staunen, ehe ich ihr entgegeneilte.

Die Thürme des Teins waren das erste, was sie mir in der Luft wies, und schon am nächsten Tag nach meiner Ankunft fuhr ich mit ihr in die Stadt, oder, wie sie sagte, in die verschiedenen Jahrhunderte derselben. Meine Pferde wieher-

herten fröhlich, als sie mich sahen, und ich konnte mich an ihrem stattlichen Aussehen nicht genug vergnügen. Es sagte mir, mit welcher Sorgfalt sie gepflegt würden. Sie schauten sich immer um, als ich mich mit der Gräfin in den Wagen setzte, und so lange sie der Kutscher noch stehen ließ. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich da ein mächtiges Gefühl von schöner, inniger Häuslichkeit. Sie sah mich gerührt an und freudig, und merkte nicht, wie süß mir war, daß mein Elbogen an den ihren stieß. Indem wir fortfahren wollten, sagte sie noch: wir halten bei Ihrer Wohnung, denn ich muß meine Pferde sehen; und als wir dort ausstiegen, ich sie ihr in derselben Stattlichkeit, die mich an meinen vergnügte, zeigen konnte, und wir beide gleich traulich mit den edlen Thieren, die uns beiden gehörten, uns abgaben, ward mein Gefühl von Häuslichkeit immer vollkommener. Ein

lebendiges Eigenthum hatten wir gemeinschaftlich, und beide gleich lieb.

Als unser Wagen durch die Straßen rollte, schien es mir fast zuviel, daß ich so im Angesicht der Welt neben ihr sitzen durfte, sie von den Vorübergehenden ohne Zweifel für meine Gemahlin gehalten wurde; und als wir über die Moldaubrücke fuhren, die Pracht des Anblicks mich hinriß, sie unbekümmert um die Menschen meine Hand faßte, mit entzücktem Auge mich anschaute, wahrlich es gehörten die engen umwundenen Gassen dazu, durch welche wir dann fuhren, um mich wieder zur Besonnenheit zu bringen. Kaum waren wir in den Tein getreten, so führte sie mich in die Kapelle Ludmilla's. Die fromme Seele, welche in diesem engen kleinen Raum sich zu allen Zeiten des Tages demüthig mit Gott unterhielt, scheint hier noch heimathlich zu seyn. Von ihr gestiftet, brennt noch dämmernd wie

durch die Nacht der Jahrhunderte das heilige Lämpchen. Ueber dem kleinen Altar hangen noch weibliche Arbeiten, von Ludmilla verfertigt: die Herzogin glaubte ihren weiblichen Fleiß so genehm vor Gott, als ihr Gebet. Stillschweigend leitete mich Rosamunde an ein Pförtchen zur Seite. Die Stiegen, sagte der begleitende Kirchendiener, führten zu dem Wohnhause von Ludmilla. Mit wie beschränktem Raum, äußerte ich, begnügten sich vormals die Menschen für ihr Leben und ihre Andacht. Rosamunde sprach keine Sylbe in der Kapelle. Sie schien tief bewegt. Als das Lämpchen der Heiligen einen Dämmerschein über ihr Gesicht warf, und ihr Auge wie ein Stern dagegen leuchtete, ergriff ich ihre Hand und sagte gerührt: wie schön ist, daß eine so hohe, freie Seele den engen, dunklen Raum alterthümlicher Frömmigkeit so lieb gewann. Ohne eine Erwiderung trat sie zurück in die lichte Kir-

che, und wies auf die Kanzel: dort hat Johann Nepomuck mit dem festen und sanften Christussinne zu dem Volke gepredigt, noch den Tag vorher, ehe ihn der wilde Wenzel foltern und in die Moldau stürzen ließ, weil er der tugendhaften Königin und dem unverbrüchlichen Geheimniß der Beichte treu war. Sehen Sie, wie ausgehölt die Stufen dieser Kanzel sind, und blos von den Tritten der Prediger, welche hier das Christenthum verkündeten. Wie ungestüm mag sie oft der feurige Rokyczana erstiegen haben, welcher den unbändigsten aller Geister, den Hussitenzorn, durch seine Beredsamkeit zu erregen und zu beschwichtigen wußte. Ich hatte nichts zu erwiedern, als daß ich meine Unkunde der böhmischen Geschichte gestand, worauf sie versicherte, daß wir schon diesen Nachmittag sie zusammen begönnen; die böhmische Sprache habe sie gelernt, und wolle mir manches historische Blatt aus ihr verdeut-

schen; dagegen übertrüge ich ihr das, was über Begebenheiten und Personen, welche sie sich ausgezeichnet hätte, lateinisch geschrieben sei, und fuhr dann fort: gern habe ich hier das Grabmal von Tycho Brahe gefunden, neben der Kanzel der Hussitenlehre, die ganze Menschengeschlechter in Aufruhr und Verwirrung brachte das Grab des Sehers, der den ewig ruhigen Gang der Sterne beobachtete und seine Gesetze entdeckte.

Indem füllte sich der Tein allmählig mit Menschen zum Gottesdienst, wir traten zurück in den Hintergrund. Flüchtig deutete Rosamunde noch auf ein Gemählde an einem Pfeiler, wo der heilige Wenzel, von einem Engel geführt, indem der andre ihm den Herzogsmantel vom Schritte hebt, abgebildet war. So anmuthig und schön, sagte Rosamunde, war der Enkel und Zögling Ludmilla's. Man kann nicht längere Zeit in Böhmen leben,

ohne diese beiden Gestalten und Johann Nepomuk lieb zu gewinnen. Die böhmische Geschichte, die Phantasie des Volkes, die Volksfeste, die Kirchen und das Land, alles ist durch diese drei Gestalten beseelt worden.

Das Orgelspiel begann, und Rosamunde schritt hinaus. „Heute sehen wir nichts weiter; dem Tein gebührt, daß wir den Eindruck von ihm unvermischt erhalten.“ Die Pferde wieherten wieder fröhlich, als sie uns vereint an den Wagen kommen sahen. Wir flogen hinaus zur Freiheit der Natur und der Berge: auf der Brücke ließ die Gräfin langsam fahren. Von der Seite, wo wir jetzt kamen, war der Blick von ihr noch überraschender und prächtiger; denn es war, als stiege die hohe Burg von ihrem Berg uns entgegen.

Täglich besahen wir nun neue Merkwürdigkeiten Prags, und waren anhaltend

fleißig in Erlernung und Erforschung der Historie Böhmens. Täglich bildete sich die Innigkeit und Vertraulichkeit unseres Lebens fester; und doch wollte unser Verhältniß keinen andern Charakter gewinnen, als ein fast idealisches zwischen Schwester und Bruder. Von mir kam dies nicht, vielmehr litt ich mitten in diesem glücklichen Leben von dem Zwange, welchen ich meiner Leidenschaft, meiner Sinnlichkeit auferlegte. Und warum, fragte ich mich wol selbst? was quälst du dich selber? warum sprichst du nicht frei zu ihr von den Trieben deines Herzens? warum drückst du nicht deine Lippen auf ihren geliebten Mund? hat sie dich doch zuerst geküßt. Auf alle diese Fragen konnte ich mir keine andere Antwort geben, als daß ich Nichts wagen dürfe, wodurch die Freiheit, Zartheit und Ruhe unseres gegenwärtigen Verhältnisses leiden könnte; und so verging der schöne

Herbst, ohne daß ich mir schmeicheln mögte, meinem eigentlichen Ziele näher gekommen zu seyn.

Eines Tages, da sich die Rauhigkeit des Herbstes bemerklich machte, äußerte sie, daß wir nächstens in die Stadt ziehen würden; sie rechne darauf, mich den ganzen Winter in Prag festzuhalten. Nahe bei ihrer Wohnung auf dem Hradschin wäre eine für mich schon vorläufig in Beschlag genommen.

Ich bleibe bei Ihnen, erwiederte ich, so lange mein Hof mich hier ruhig läßt. Nirgends finde ich eine solche Fülle des Lebens, wie bei Ihnen. Aber unsere Gedanken und Empfindungen und unser ganzes Seyn werden so ineinander verwachsen, daß sie nicht mehr auseinander gerissen werden können; und wie soll da unsere Zukunft werden?

Schön, entgegnete sie, und immer schöner. Bin ich nicht ganz unabhängig

durch mein Vermögen, und ist mein Herz nicht frei durch den Tod meiner Geliebten? Schon wollte in mir eine freudige Ahndung aufsteigen, daß sie auf die Möglichkeit einer Ehe mit mir hindeuten werde, als sie fortfuhr: an dem liebevollen Andenken meiner seeligen Mutter hatte ich der Liebe genug, als ein junger Künstler, der auf seiner Reise nach Italien in das Haus meines Vaters kam, und sich erbot, ein paar Monate bei uns zu bleiben, um meine Liebe zur Mahlerei zu leiten, mir seine tiefe und lang verschwiegne Leidenschaft für mich, gegen das Ende seines Aufenthalts entdeckte. In ihm war ein reiner, hoher und treuer Genius: ein geistvolleres Gesicht bei soviel Seele in der ganzen würdigen Gestalt war mir nicht vorgekommen. Ich fühlte in mir den Anfang einer Leidenschaft, die mich erschreckte. Unser Verhältniß ward angstvoll. Die

Spannung in mir mußte meinem Vater nicht entgangen seyn. Er veranlaßte den Künstler zu scheiden; aber beim Scheiden verbarg ich dem bescheidnen jungen Manne nicht mehr, was ich für ihn empfand. Nach seiner Entfernung hielt ich es meiner unwerth, meinem Vater den Zustand meines Herzens zu verschweigen. Du wirst verständig seyn! war seine einzige Antwort. Ich erkannte an seiner Erblassung, was sie bedeutete. Wenige Tage darauf fiel er in seine Todeskrankheit; dem Sterbenden mußte ich versprechen, nie den Künstler zu heirathen. Zugleich gelobte ich mir selbst, auch keinen andern. Ich erhielt einige Briefe von meinem Freund aus Italien, die zu voll von zärtlicher Hoffnung waren, als daß ich ihm nicht offen mein Gelübde melden mußte. Gleichwol — aller Freude an der Entwicklung seines Genius, an seiner Freundschaft, vielleicht auch an seiner Liebe wollte ich

nicht entsagen; auch seinetwegen reiste ich nach Italien. In Mailand fand ich sein Grab. Ich verweilte lange in dieser Stadt; doch erst in Rom unter den Denkmalen des Alterthums ward mir wieder ruhig. So sahen Sie mich zum erstenmal. Lieber Freund, den Ausdruck des Herzens, der Gesinnung von meinem geschiedenen Freunde fand ich in Ihrem Aeußern ganz wieder: der Geist drückt sich freilich in Haltung des Diplomatikers und des Künstlers ganz verschieden aus.

Rosamunde sprach sehr bewegt, mit gedämpfter Stimme, mit einem unbeschreiblichen Wechsel wehmüthiger Modulationen; sie merkte nicht, welche Bewegungen von Eifersucht, Freude und Schmerz in mir vorgingen, und sprach nach einer Pause weiter: Sie wissen, daß mein geliebter und einziger Bruder nicht lange nachher fiel. Das Schicksal brach alle meine Liebe plötzlich ab. Mitten un-

ter den Schmerzen wurzelte bei mir die Ueberzeugung, daß ich Mutter, Bruder und den Geliebten verlieren konnte und fortleben, daß ich dies nicht vermögte, wenn der Geliebte durch Bande der Ehe mir Alles in Allem, einerlei mit meinem Seyn geworden wäre, und mir dann durch den Tod in der Kraft des Lebens entrissen würde. Ich fürchte das Glück der Ehe. Auch könnte ich nicht ohne Leidenschaft mich auf immer mit einem Manne verbinden, und Leidenschaft soll nicht wieder in mir aufkommen; sie lähmt die Freiheit des Geistes.

Als sie nun gänzlich schwieg, wußte ich wahrlich nichts zu erwiedern. Mir war, als wenn ich alles verloren hätte, und ich wußte mir nicht zu sagen, was ich denn verloren habe. Eine Zeitlang saß ich noch stumm, kein Wörtchen ward zwischen uns gewechselt, und als ich aufstand wegzugehen, fragte sie innig: kommen

Sie morgen wieder? Ich fürchtete, daß meine Thränen hervorbrächen, und ging ohne zu antworten.

Auf den Bergen schweifte ich den Abend umher, und kam zu keinen festen Gedanken über meinen Zustand. Erbittert überlegte ich mein Schicksal, welches mich trotz aller diplomatischen Oede und Zerstreuung mit dem innigsten Verlangen nach dem unauflöslichen Verein mit einer seltenen Frau erfüllte, alle äußern Umstände zu Befriedigung meines Verlangens auf das günstigste zusammenstellte, mir die Achtung, das Wohlwollen, die Neigung, vielleicht gar die Liebe der herrlichen Frau schenkte, und zugleich in ihrer Gesinnung und ihrem Entschluß einen ewigen Bann der Scheidung zwischen uns legte.

Am andern Morgen schrieb ich ein paar Zeilen an Rosamunde, und bat sie, in die Stadt zu ziehen, und mich vor der Hand allein draussen zu lassen. Ihre ge=

strigen Geständnisse hätten eine kurze Trennung zwischen uns nöthig gemacht. Ich würde sie in der Stadt wiedersehen, ihr Freund für immer. Sie erwiederte: was Sie wollen, geschieht. Lassen Sie uns jetzt den Schmerz ertragen, wir sichern uns durch ihn gegen einen Schmerz, der nicht zu ertragen seyn könnte.

Von der Leerheit, die sich auf meine Anhöhen lagerte, als die Gräfin weggezogen war, kann ich mir kaum noch einen Begriff machen. Wir hörten eine geraume Zeit nichts von einander. Endlich faßte ich Muth, mich nach der mir bestimmten Wohnung zu erkundigen, und wieder in ihre Nähe zu ziehn.

Bei meinem ersten Besuch empfing sie mich mit dem ganzen Ausdruck ihrer Freude, mich wiederzusehen; aber unser Gespräch war minder beseelt wie vormals, wenigstens vermieden sie und ich alle Gedanken und Gegenstände, die eine weiche

Stimmung herbeiführen konnten. Sie hatte die Verordnungen der neuen preußischen Staatsorganisation bekommen, die ich freilich nach öffentlichen Blättern kannte, doch nie beachtet hatte. Ich nehme daran Theil, sagte sie, denn ich verehre ihren vornehmsten Urheber, den Freiherrn von Stein. Wahrscheinlich bringt er den Winter in Prag zu. Sie finden bei ihm eine sehr bedeutende Unterhaltung. Er hat einen scharfen, strengen Geist und Charakter, und doch zugleich ein Wohlwollen in sich, welches jede Volksklasse der bürgerlichen Gesellschaft beglücken mögte. Dies an ihm wahrzunehmen, freute mich um so mehr, weil er auf alten Adel, die Ehre seines Geschlechtes, sehr viel hielt. Ich mögte wol sagen, er hat in seinen Tugenden einen ritterlichen Sinn, in seinen Begriffen und Neigungen Freiheit und Trieb eines Britten. Aus der englischen Litteratur scheint er mir auch vor-

züglich seine Cultur hergeholt zu haben. Die Staatswissenschaft ist bei ihm zur Gemüthssache geworden, und giebt ihm eine solche Befriedigung, daß ich an seiner so lebendigen Natur keine vorzügliche Empfänglichkeit für die schöne Kunst bemerkte. Man sollte darum glauben, daß er das entgegengesetzte Extrem von Göthe sei, und gleichwol hat er mich an diesen erinnert. Solchen Eindruck zu entziffern, habe ich hin und hergedacht, und zuletzt fand ich doch keinen Aufschluß, als die Vermuthung, ihre Aehnlichkeit komme von der Gewandtheit, mit welcher Göthe die Kunst und das Leben als Stoff für den Künstler praktisch, Stein aber als Geschäftsmann die Wissenschaft und ihre Entdeckungen für das Leben praktisch anzugreifen weiß. Was in jenem die Phantasie, ist in diesem das Temperament, und ist jener vergnügt, wenn das Leben nur eine Gestalt gewinnt, so ist dieser nur mit

einem rastlosen Handeln zufrieden. Beide sind, wenn ich nicht irre, am Main geboren, und es giebt ein gewisses scharfes Blicken schwarzer Augen, das gar nicht besonders gutmüthig aussieht, welches ich häufig an Menschen aus jenen Gegenden gefunden habe. Weiche Lippen sind selten damit vereinigt, und der scharfe Ausdruck wird daher durch den Mund verstärkt.

So beschrieb mir die Gräfin einen Staatsmann, welcher in der Geschichte vorzüglich durch seine Opposition gegen Napoleon leben wird. Als ich dies äußerte, setzte sie hinzu: und wenn er gleichwol Ursache hat, für seine Person den Machthaber Frankreichs zu hassen, so denkt er daran doch gar wenig, weil er im Namen Deutschlands und als ein preußischer Patriot ihn unermeßlich haßt.

Auf gleiche Weise schilderte sie mir in unsren Gesprächen mit ihrer gewohnten Feinheit manche denkwürdige Männer, die

ich nicht persönlich kannte, auch ganze Stände, wie den böhmischen Adel, mit einem so treffenden Witze, daß man sie als Individuen vor sich sah. Der Gang meiner Memoiren bringt mich noch auf alles dies zurück. Jetzt, da ich das peinigende Verhältniß, in welchem ich damals zu ihr war, wieder gegenwärtig empfinde, entferne ich soviel wie möglich alle Gegenstände, deren kaltes Dazwischentreten ich mir damals gefallen lassen mußte.

Der Zwang, welchen wir uns beide anthaten, hatte wenigstens bei mir die Folge, daß meine Neigung zu ihr zu einer Leidenschaft ward, die meine Ruhe gänzlich untergrub. Der Jüngling liebt rasender, als der Mann; doch hat alle Raserei ihre Rettung in sich selbst, in ihrer kurzen Dauer. Wird in dem Herzen des Mannes die Liebe zur Leidenschaft, so ist sie mit der hellen Erkenntniß der Eigenschaften des geliebten Wesens verbun-

den, mit der Ueberzeugung, daß er nur mit dieser Frau einen Bund schließen könne, der seiner Natur und Bestimmung, seinen Bedürfnissen zusage. Dadurch wird seine Leidenschaft ein dauernder Zustand, und er sieht gar kein Glück mehr vor sich, wenn sie nicht beglückt wird. Ich sagte mir dies täglich, stündlich, und je mehr Pein ich fühlte, desto schöner ward mir Rosamunde. Bei der Liebe meiner Jugend ist meine Sinnlichkeit nie so glühend aufgeregt, als sie es durch den Frost wurde, der nun auf unsrem Umgang lag. Ihre Gestalt war mir immer vor Augen. Sie pflegte wenig mit ihrer Kleidung zu wechseln, und dies trug wieder dazu bei, daß sich alles an ihr ohne irgend eine Zerstreuung meiner Phantasie wie unveränderlich eingrub. Zu jener Zeit, da es winterlich wurde, trug sie Tag für Tag ein schwarz sammetnes Kleid, über welches ein indisches Shawl mit den glühendsten Farben

sich reich verbreitete. Sie hatte eine unnachahmlich graziöse Weise, sich das Shawl umzuwerfen, es bald so, bald so zu halten, ohne daß man merkte, daß sie es hielt, und wo man es wol gemerkt hätte, vergaß man alles über die wunderschöne Hand, die aus den schwarzen Aermeln länglich vorblickte. Oft hätte ich sie bitten mögen, eine andre Tracht zu wählen, damit sie nur eine andre wäre, als die, welche Tag und Nacht meine Phantasie quälte; und wenn ich zu ihr ging, mußte ich mir unaufhörlich sagen, nun wird sie wieder in dem lang hinwallenden Kleide, in dem zauberhaften Shawl vor dich treten, ihn weit umbreitend auf dem Sessel ruhn, und du wirst wieder schauen, was du nie erlangst. So kommst du, so gehst du, immer und immer auf einer Lebensbahn, die zu keinem Ziele führt.

Eines Tages, da ich mir dies auf dem Hingang bitterer wie jemals vorge-

worfen, sah ich sie freudiger, gütig und innig wie sonst; mir war, als ob mir die Frühlingssonne aufginge. In acht Tagen, sagte sie, wird eine Freundin bei mir seyn, die ich nie sah, gleichwol herzlich liebe, und auch als ein Geschenk meiner seligen Mutter verehre. Ich mogte kaum zwölf Jahre alt seyn, als meine Aeltern eine ferne Reise unternahmen, und mein Vater darauf bestand, daß mein Bruder und ich zurückbleiben sollten. Bei ihrer Heimkehr brachte mir die Mutter Zeichnungen von Gegenden mit, die mich unaussprechlich anzogen. Warum, habe ich mir späterhin begreiflich gemacht. Jede Zeichnung war wie ein Gedicht, und alle zusammen schienen mir wieder ein einziges Gedicht zu seyn. Trümmer von Burgen waren auf allen, aber auf jeglicher in neuer Gestalt, und die mannigfaltigste, blühendste Natur mit der reichsten Ueppigkeit war nun so, nun anders zu

den Trümmern gestellt. Die verschiedensten Baumgruppen, Wiesen und Gärten, Landseen, Ströme und Bäche, einzelne Landhäuser, Dörfer und fernherblickende Städte mit ihren Thürmen, alles war benutzt, um die Gegenwart mit ihrer Bewegung und Fröhlichkeit um die Trümmer und die Vorzeit zu schlingen. Man konnte nie bestimmen, ob der Eindruck mehr ernst, oder mehr heiter sei. Nur auf einer Zeichnung ging die Heiterkeit in Ausgelassenheit über. Aber warum erzähl' ich Ihnen davon? warum zeige ich sie Ihnen nicht? warum habe ich sie Ihnen noch nicht gezeigt? Doch, sie liegen zu unterst in meinem Koffer in der großen Mappe, und ich habe ihn nur zum Theil ausgepackt; denn ich denke noch immer daran, wie unangenehm mir war, bei meiner Flucht nach Berlin, seine Sachen verworren durch einander, und zum Theil zu ih-

ren fremdartigen werfen zu müßen. Helfen Sie mir sie hervorheben.

Auf einmal war ich ihr wieder näher gerückt, das Bild jener bewegten Abschiedsscene kam mit Macht über mein Herz; ich berührte ihren Arm, ihre Hand beim Hervorheben der Sachen, und als ich, ehe wir die Mappe öffneten, alles Uebrige mit ihr in das Fachwerk eines Schrankes ordnen mußte. Ich begreife doch nicht, sagte sie inzwischen, was mich so sehr zerstreut und beschäftig hat. Aus Böhmen brauche ich doch gewiß nicht zu fliehen; warum habe ich mir diesen Schatz der Liebe und Treue nicht schon lange geordnet?" Sie sann ein Weilchen nach und erröthete sehr hoch War mir nicht zu verzeihen, wenn ich bei mir in ihrem Namen antwortete, daß ihre Theilnahme für mich der Anlaß jener Zerstreuung sei?

Die Zeichnungen fand ich durchaus so, wie sie mir dieselben beschrieben hatte, und äußerte ihr blos die Bemerkung, daß der Künstler darauf bedacht gewesen sei, den verschiedenen Gegenden ein entsprechendes Geschäft der Menschen anzuweisen, und so auch das Bemühen, das Gewerbe des täglichen Lebens mit der Vorzeit in Verbindung zu bringen. Ja freilich, entgegnete sie, dies brachte eben die künstlerische Heiterkeit zu der muthwilligsten Ausgelassenheit. Sehen Sie diese Zeichnung, wo die Trümmer eigentlich noch keine sind, die Burg noch fast ganz unversehrt steht, und welche alte Pracht dieser Burg. Durch dieses Fenster sehen Sie auf den Söller, wo die hohen Rittergestalten den Becher vor sich und in der Hand feurig zu einander sprechen; drei haben sich in die Fensterbogen gelegt, und schauen mit Stolz und Hohn hinab; und wohin? Hier auf die Landstraße, wo bei dem Karren des

Kärners eine Kutsche vorbeifliegt, in welcher ein Mann mit hoher Frisur ein wenig vorbeugt sitzt, vielleicht ein Herr von Ihrem Stande, Herr Diplomatiker? Die folgende Truppe, halb zu Fuß, halb auf einem Fuhrwerk, von welchem Teppiche und wunderliche Verbrämungen herabhangen, weiß ich nicht genug zu deuten. „Doch keine reisende Schauspielertruppe? fragte ich. „Schwerlich; denn ich glaube, diese Figuren sind allegorisch. Wir werden meine Freundin darum fragen müßen; und welche Allegorie wird sich ein zwölfjähriges Fräulein denken?

Indem rückte sie das Blatt, und ein anderes sah hervor, welches von einer ganz andern, geübten, festen, wahrhaft künstlerischen Hand war. Ich zog es heftig hervor, die Gegend war mir wohlbekannt, einer meiner Lieblingsblicke nicht weit von Mailand. Eine innere Stimme hatte mir

sogleich gesagt, dies Blatt sei von dem Geliebten. Ich konnte nicht danach fragen, konnte sie selbst nicht mit einem Blick fragen, und plötzlich überkam mich eine Eifersucht, die mir den Athem raubte. Sie war bisher gegen meinen Kummer wenig lautbar geworden, und in dieser schönen Stunde, wo ein zärtliches Vertrauen und Hinneigen wieder zwischen uns begann, mußte sie wie ein Dämon über mich herfallen. Kaum vernahm ich, was die Gräfin sagte, nur ungefähr verstand ich, daß er diese Zeichnung in seinen letzten Lebenstagen gemacht habe, als er seinen Tod nicht mehr fern glaubte, daß sein letzter Auftrag gewesen sei, an sie dieses Blatt zu senden. Unwillkührlich schlug ich es um. Da sah ich wieder eine Gegend von Mailand, eine Stäte der Todten. Ich erkannte ihren Griffel, häufige Spuren von Thränen auf dem Papier. Die Eifersucht rang in mir mit der Theilnahme

an ihrem Schmerz, und behielt doch die Oberhand. Ich starrte das Blatt lange an, und als ich zur Seite sah, stand sie nicht mehr neben mir, war in den Sessel gesunken, und verhüllte ihr Gesicht in ihr Tuch. Ihre Thränen flossen unwiderstehlich. Uebermannt, erweicht von ihrem Schmerz, war ich lange unschlüßig, ob ich alles über ihre Qual vergessen werde. Doch auf einmal rief ich: Rosamunde, meiner Liebe, meinem Glück ist nichts entgegen, als der Schatten des Geliebten! und in demselben Augenblick ging ich heftig von ihr hinweg.

Es war mir unmöglich, in den nächsten Tagen wieder zu ihr zu gehn. Ich dachte fast nichts, als den einen Gedanken, daß die Gründe, welche sie von dem ehlichen Leben zurückhielten, nichts als Scheingründe waren, daß ihr Bangen, den Verlust eines Gemahls nicht überleben zu können, ihre Furcht vor der Lei-

denschaft, durch welche allein sie in die Ehe geführt werden könnte, eigentlich nichts waren, als die Stärke ihrer Leidenschaft für den todten Geliebten. Anfänglich betäubte mich die Eifersucht gegen den Trost, welcher wirklich in dieser Betrachtung für mich lag, und sich immer mehr aufhellte. Es waren also nicht Grundsätze, die aus einer gewissen eigennützigen Ansicht von der Liebe entstanden, was sie meiner Liebe fern hielt, es war nicht eine für ein Weib zu starke Selbständigkeit, was ihr die Ehe widrig vorstellte. Wie hätte auch ein so ächt weibliches und schönes Herz sich fürchten sollen, in Trauer um den gestorbenen Gemahl liebevoll zu brechen? und wie hätte ein so heller und reicher Geist, welchem nicht entgehen konnte, wie viel von seinem Reichthum er durch eine frühe, vom Geschick nicht begünstigte Leidenschaft gewann, sich so ganz die Wahrheit verläugnet, daß das Be-

schränkende, welches die Leidenschaft allerdings mit sich führt, bei reiferem Verstande immer mehr schwindet, und sie diesem nicht nur einen neuen Reichthum verleiht, sondern auch nach dem Verhallen der ersten gewaltsamen Akkorde der ganzen Natur des Menschen eine gewisse freie und geistige Weite schaffen könne, die ihr ohne vorangegangenen Sturm schwerlich wird.

Dann gestand ich mir freilich wieder, daß sie von dieser Wahrheit höchstens nur eine Ahndung haben möge, da sie sich späterhin der Leidenschaft verschlossen hatte. Doch zugleich fiel mir die Nothwendigkeit ein, daß ich nun nicht ruhen dürfe, sie mit Hintansetzung aller Rücksichten und mit Gewalt in die Leidenschaft hineinziehn müße. Meine Liebe nahm durch diesen Entschluß noch plötzlich so an Stärke zu, daß es mich selbst befremdete, wie sie noch soviel wachsen konnte.

An demselben Morgen, wo der hellste Winterhimmel gewiß dazu beitrug, daß ich diesen heitern und meiner selbst einzig würdigen Entschluß faßte, bekam ich einen Brief von Rosamunde. Er lautete wörtlich so:

„Sie haben meine Thränen gesehn, die Ihnen und mir gesagt haben, was so viele Jahre mir dunkel geblieben. Ja, es ist wahr, noch immer erfüllt mich die Leidenschaft, von welcher ich wähnte, sie selbst beim Leben des Geliebten in mir entkräftet zu haben. Hell steht es vor mir, daß meine Liebe nur bei den Todten war, und mein Leben dadurch an Reichthum verlor, wie auch das Andenken an die Geliebten meine Tage verschönt hat.“

Ganz frei will ich nun mein Herz der Liebe zu den Mitlebenden öffnen, und ich sehe, daß die Zeichen des Schicksals dieser neuen Wendung meines Innern günstig sind. Die Freundin, die ich nur

nach der Schilderung meiner Mutter, ihren Kunstarbeiten, ihren Briefen lieb gewann, wird eben jetzt zu mir geführt, ich fühle, sie ist ein weibliches Wesen, welches ich erkennen, und doch innigst lieben kann. Seit meiner Mutter habe ich ein solches nicht wieder gefunden."

Und bleiben Sie nicht um mich, mein Freund? Sie haben mich zum erstenmal weinen sehn. Die Worte, womit Sie hinwegeilten, waren ohne Mitgefühl für mich und meinen Schmerz. Das thut mir wehe, so oft ich Ihrer gedenke. Wie viel des Bangen es zuletzt in unsrem Verhältniß gab, ich durfte Ihnen ja nicht sagen, wie unendlich ich davon nur darum litt, weil ich Sie leiden sah; und wie schmerzt mich, daß mich in Ihrer Gegenwart und auf solche Art die Entdeckung überraschte, wie voll mein Herz noch von dem todten Geliebten ist."

Sie wissen, daß ich meinem Vater auf seinem Sterbebette gelobte, den Künstler nicht zu heirathen, mir selbst das Gelübde that: und keinen andern! Ihnen brauche ich nicht zu sagen, wie ich durch ein Gelübde, wodurch ich keinem andern ein Recht gab, mich nicht gebunden glaube, sobald es mir durch eine bessere Einsicht, als mit welcher es geschah, entkräftet wird. Allein noch ist mir dies in diesem Fall nicht klar und entschieden, und so lange kein höherer Wille in mir meine Gelübde aufhebt, beharre ich bei ihnen mit Treue und Frömmigkeit. Mir ist nicht denkbar, daß ich Sie verlieren müßte, nicht mit ganzem Glück mein nennen könnte, ohne jenes Gelübde zu brechen."

Kommen Sie, mein geliebter Freund. Ihr Geist und Ihr Herz sind so reich, Kunst und Wissenschaft sind so überschwänglich, und die Natur ist unendlich. Was wollen wir mehr? Kommen Sie zu mir,

wir wollen uns durch keine Verstimmung mehr trennen. Kommen Sie, ehe meine Freundin übermorgen anlangt: ehe ich Sie nicht wieder mit Sicherheit mein nenne, kann ich mich des Tages ihrer Ankunft nicht ganz freuen. Wo ist für mich ein Glück ohne Sie?"

Ich sehe jetzt wol ein, daß mich dieser Brief nicht zu einer so entschiedenen Hoffnung, sie sei nun unverlierbar mein, als ich damals faßte, berechtigen durfte. Wie ein ganz Glücklicher eilte ich zu ihr. Da bringt mir am Schluß meiner Stiegen ein Kourier einen Brief von unsrem Kabinetsminister. Ich erbreche ihn nicht ohne Bangen, und lese, daß ich mich sogleich aufmachen solle, und den Tag vor der Rückkunft des königlichen Hofes nach Berlin, daselbst eintreffen. Mit bitterm Frost steige ich wieder hinauf, und lasse den Kourier mir folgen, um dem Minister zu melden, daß ich in zwei Stunden

nach dem erhaltenen Befehl abgereiset sei.

Als der Kourier mit meinem Schreiben fortging, sagte ich: dies eine Mal noch ein Sklav der Pflicht und Ehre! nie soll dich wieder das diplomatische Treiben von ihr trennen.

So kam ich in einem Tumult von Glück und Schmerz, in einer Hast von Wonne und Pein in ihrer Wohnung an, und wie ich die Treppe hinaufgeflogen war, entstand mir so der Athem, daß ich hart vor ihrer Thür halt machen mußte. Eine ähnliche Pause habe ich nie erlebt. Als ich in das Vorzimmer trat, die Thür ihres Kabinets etwas aufstehen sah, ihr wohlbekanntes schwarzes Gewand, den farbigen Zipfel ihres Shawls, ihre schöne herabhangende Hand erblickte, hielt ich noch einen Schritt inne, und schon hatte ich ihre beiden Hände gefaßt und drückte sie an meine Lippen. Welcher Moment

der Seeligkeit und Angst! rief ich aus, und zog sie heftiger gegen mich, und drückte ihre Hände an meinen Mund, an meine Augen. Sie machte eine Bewegung, die Hände wegzuziehn. Nein, sagte ich, nach zwei Stunden bin ich nicht mehr in Prag.

Ihre Bestürzung darüber brachte mich zu einiger Besonnenheit zurück. Ich sah Thränen in ihrem Auge. Rosamunde, rief ich, nun haben Sie auch um mich geweint. Noch einmal muß ich dem diplomatischen Zuge folgen, dann werfe ich alles von mir, was mich von Ihnen scheiden will.

Sie bat mich, auf den Sessel neben ihrem Sitz mich niederzulassen, und ihr ruhig zu berichten, was mich so plötzlich hinwegtriebe. Mich dünkte, sie hatte einen leisen Argwohn, eine Bekümmerniß, als entferne mich nicht blos das Geschäft, auch der Inhalt ihres Briefes von ihr.

unter den zärtlichsten Versicherungen, wie sehr mich derselbe erschüttert und entzückt habe, rollten ein paar Thränen durch ihr blühendes Gesicht. Es war eine unbeschreibliche Rührung und Weichheit in ihren sonst so festen Zügen. Auch sah ich Spuren, wie sehr sie in diesen Tagen mit sich selbst gerungen haben mußte. Was mir in ihrem Briefe meinem Glück noch hinderlich schien, jetzt zu bestreiten, war ich viel zu wenig gefaßt. Unser Gespräch hatte fast keinen Zusammenhang. Eine einzelne Bemerkung, abgerissene innige Worte, wurden nur lautbar. Unsere Wesen sprachen selbst unmittelbar mit einander. Zwischen uns war es unnennbar, wie nach einem Gewitterregen. Ihr Shawl war mit ein paar Falten auf meinen Sessel hingefallen, und lag auf meiner Hand. Ich fühlte es mit wonnigem Beben, und hielt mich nicht länger. Ich faßte ihren Arm und um-

schlang sie, und drückte die Widerstreben- de fest an mein Herz, und rief: Rosa- munde, täusche dich nicht mehr, du bist wahrhaftig mein!

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Woltmann, Karl Ludwig <<von>>,

Memoiren des Freiherrn von S-a

Bd.: 1

Prag und Leipzig 1815

P.o.germ. 1639 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123722-6